1.
Germ 1/180/27

Der Politische Kanngieser,

Ein

Lust-Spiel,

In fünf Aufzügen
Aus dem Dänischen
des
Freyherrn v. Holbergs
übersetzt
von
M. George August Detharding,
Profess. der Historien und Alterthümer
in Altona.

Franckfurt und Leipzig,
1754.

Personen dieses Lustspiels.

Herrman Breme.
Frau Bremen, dessen Frau.
Luisgen, ihre Tochter.
Meister Ehrlich, ein Liebhaber der Tochter.
Heinrich, ein Diener.
Anna, eine Magd.
Zween Knaben.
Meister Franz, ein Messerschmidt.
Ein Hutmacher.
Ein andrer Bürger.
Meister Fuchs, ein Kürschner.
Sauer, ein Visitator.
Ein Schulmeister.
Holzmann, ein Gastwirth.
Herr Sand, ein Kauffmann.
Frau Sandin, seine Frau.
Herr D. Rehfuß, ein Arzt.
Frau Rehfußin, seine Frau.
Zween Advocaten.
Eines Grobschmidts Frau.
Eine Magd.

Der Schauplatz ist in Bremerns Hause. Die Fabel fängt vor Tische an, und dauret bis auf den Abend.

Der erste Aufzug.

Erster Auftritt.

Meister Ehrlich mit sich selbst.

Gewiß! ich weiß selbst nicht wie mir ist; so verwirrt bin ich. Ich will zum Meister Bremen gehen, und um seine Tochter anhalten. Nun bin ich zwar schon lange, obwohl nur heimlich mit ihr verlobt gewesen. Dieses ist aber schon das drittemal, daß ich auf dem Wege bin; und allemal komme ich eben so klug wieder. Ich gienge auch jetzo nicht hin, wenn ich mich nicht vor meiner Mutter fürchten müste. Diese Blödigkeit ist ein natürlicher Fehler an mir, den ich nicht so leicht ablegen kan. So offt ich anklopfen will, scheint es, als ob mir jemand die Hand zurück hielte. Jedoch, frisch gewagt, ist halb gewonnen! Es hilft nichts! Du must endlich doch einmal hingehen. Ich muß mich aber erstlich ein wenig putzen: denn ich habe gehört, daß Meister Breme seit einiger Zeit sehr wunderlich geworden seyn soll.

Er nimmt sein Halstuch ab, und bindet es wieder um: er macht seine Paruque zurechte, und wischet den Staub von den Schuhen.

Ich sollte denken, nun gieng es wohl an! Nun muß ich anklopfen. Seht! ich bin nicht ehrlich, wo es nicht scheint, als ob mir wieder jemand meine Hand vest hielte! Ey Courage, Ehrlich! Du hast ja nichts böses gethan. Ich kan ja zum Henker doch nichts mehr, als einen Korb bekommen, und darinn habe ich ja viel Collegen.

Er klopft an.

Der andere Auftritt.

Heinrich. Meister Ehrlich.

Heinrich. Sein Diener, Meister Ehrlich, mit wem will er reden?

Ehrlich. Mit Meister Bremen, wo er allein ist.

Heinrich. Ja, er ist allein, aber er sitzt und liest.

Ehrlich. So ist er frömmer, als ich.

Heinrich. Ja! wenn eine Verordnung heraus käme, daß der Herkulus eine Postille seyn sollte; so glaube ich wohl, mein Herr könte predigen, wenn man es von ihm verlangte.

Ehrlich. Aber hat er denn auch so viel Zeit von seiner Arbeit übrig, daß er in solchen Büchern lesen kan?

Heinrich. Ja, Meister; mein Herr hat zwey Aemter: er ist erst ein Kanngieser, und dann auch ein Politikus.

Ehrlich. Das schickt sich aber gar nicht zusammer.

Heinrich. Freylich wohl: wir merkens auch zur Gnüge. Denn, wenn er ja eine Arbeit verfertiget, welches doch sehr selten geschiehet, so sieht sie so politisch aus, daß sie wieder umgegossen werden muß. Geh er aber nur in die Wohnstube, wo er ihn sprechen will.

Ehrlich. Ich habe dasmal ein wichtiges Anbringen, unter uns zu sagen. Ich will um seine Tochter anhalten, mit welcher ich schon lange bekannt bin.

Heinrich Das ist gewiß eine wichtige Sache. Nehme ers mir aber nicht übel, Meister, wenn ich ihm eine kleine Erinnerung gebe. Er muß seine Worte sehr auf Schrauben setzen, und seine Rede aufs zierlichste vorbringen, wofern er in dieser Sache glücklich seyn will. Denn mein Herr ist seit einiger Zeit gar sehr eigen geworden.

Ehrlich. Ey! das thue ich gewiß nicht! Ich bin ein ehrlicher Handwerksmann, der keine Complimentationen gelernet hat. Ich werde es ihm gantz kurtz sagen, daß ich seine Tochter lieb habe, und sie zu meiner Frau begehre.

Heinrich. lächend. Wo er sonst nichts sagen will, so schwöre ich es ihm zu, er wird seinen Zweck nicht erhalten. Zum allerwenigsten muß er seine Rede mit einem von diesen Worten anfangen: sintemal, nachdem, oder alldieweil. Denke er doch, Meister Ehrlich, daß er mit einem studirten Mann zu thun hat! der Tag und Nacht so viel politische Bücher liest, daß er unsinnig darüber werden möchte. Er hat schon

seit einiger Zeit an uns allen, die wir hier im Hause sind, ausgesezt, daß wir so ein sehr gemeines Wesen an uns hätten. Besonders ist er in diesem Stücke auf mich erbittert, und nennet mich, niemals ohne diesen Zusatz: Du liederlicher gemeiner Mensch! In der vergangenen Woche verlangte er mit aller Gewalt, daß unsere Frau eine Hadriäne auziehen sollte; ob er gleich nichts damit ausrichtete. Denn unsere Frau ist eine fromme gute Frau, nach der alten Welt; die lieber ihr Leben lassen wird, als daß sie ihre altväterische Tracht ablegen sollte. Anjetzo geht er mit einem gewissen Dinge schwanger, GOtt weiß, was es seyn mag? Will er also in seiner Anwerbung glücklich seyn, so folge er meinem Rathe.

Ehrlich. Ey was? Ich kehre mich an nichts. Ich gehe gerade zu.

Heinrich. Das beschwerlichste bey einer Anwerbung ist ohne Zweifel, daß man nicht weis, wie man seine Rede anfangen soll. Ich bin selbst einmal in diesen Umständen gewesen: aber ich konte mich in vierzehn Tagen nicht besinnen, was ich sagen sollte. Ich wuste wohl, daß man seine Rede mit den Worten, Nachdem, oder Alldieweil, anfangen müßte: aber ich konte doch keine andere Wörter finden, die diesem Nachdem sollten angehänget werden. Ich gieng also, mich nicht länger damit zu plagen, zu dem Schulmeister Jacob, und kauffte mir ein Complimentirbuch für zwey Groschen:

denn

denn er verkauft das Stück nicht anders. Allein es lief doch sehr schlecht ab. Denn da ich mitten in meiner Rede war, so konte ich mich auf den Rest nicht besinnen, und schämte mich, das Papier aus der Tasche zu ziehen. Das wunderlichste war, daß ich diese Rede sowohl vorher, als auch hernach gantz fertig gewußt; da ich sie aber recht gebrauchen wollte, so war sie mir entfallen.

Ehrlich. Ja, ja, das wird eine treffliche Rede gewesen seyn!

Heinrich. Ja wohl! Hören sie nur, sie war folgender Gestalt eingerichtet: Nechst dienstlichem Grusse, bin ich Heinrich Andresen, nach vorhergegangener Berathschlagung, aus Neigung und Liebe, hieher gekommen, ihnen kund zu thun, daß ich eben so wenig als andere, von Holtz und Stein bin. Sintemahl und alldieweil nun alle Dinge in der Welt, ja so gar die unvernünftigen Thiere den Trieb der Liebe fühlen: also bin ich auch mit GOtt und Ehren, als ein Unwürdiger, hergekommen, sie zu meiner Hertzallerliebsten zu begehren und zu erlangen. Will er mir etwa mein Geld wieder geben, so will ich es ihm gerne verkaufen. Dieses Complement ist gewiß das Geld vollkommen werth. Denn ich bin der Meynung, wer seine Rede also einrichtet, der wird an keinem Orte eine abschlägige Antwort erhalten. Aber da kommt mein Meister eben heraus, ich muß gehen.

Der dritte Auftritt.

Meister Breme. Meister Ehrlich.

Herrmann Breme. Ihr Diener, mein Herr Ehrlich. Was beliebet ihm?

Ehrlich. Er weiß es vielleicht schon, mein Herr Breme, daß ich seiner Jungfer schon seit langer Zeit gut bin: und da bin ich jetzund hieher gekommen, und will vernehmen, ob er mir endlich das Jawort geben, und unsere Heyrath beschleunigen will.

Herrm. Breme. Ich danke ihm, mein Herr Ehrlich, daß er mir davon seine Gedanken eröffnen wolle. Er ist ein ehrlicher Mann, und ich glaube, meine Tochter würde bey ihm recht gut angebracht seyn. Aber ich wollte gern ein Schwiegersohn haben, der seine Politica verstünde.

Ehrlich. Mein werthester Herr Breme! damit kan man zu diesen schweren Zeiten, Frau und Kinder nicht ernähren.

Herrm. Breme. Nicht? Glaubet er denn, daß ich willens bin, als ein Kanngieser zu sterben? Er wird gantz anders urtheilen, ehe ein halbes Jahr zu Ende lauft. Ich hoffe, wenn ich die Gespräche im Reiche der Todten werde durchgelesen haben, daß man mir antragen wird, ein Hundertmann zu werden. Den politischen Nachtisch kan ich bereits auf den Fingern; aber das will noch nicht viel sagen. Ach schade, daß

daß der Gelehrte sein Buch nicht etwas weitläuftiger abgefaßt hat! Ihm ist doch dieses Buch auch ohne Zweifel bekannt?

Ehrlich. Nein, ich kenne es gar nicht.

Herrm. Breme. Ich will es ihm leihen: so klein als es ist, so gut ist es auch. Im Vertrauen: Meine ganze Politika habe ich dem Buche, und dem Herkules und Herkuliskus zu danken.

Ehrlich. Das letzte Buch ist ja nur ein Roman.

Herrm. Breme. Ja! ja, und ich wünsche nichts mehr, als daß die ganze Welt von solchen Romanen voll seyn möchte. Ich war vor einiger Zeit an einem gewissen Orte, und ein vornehmer Mann zischelte mir in die Ohren: Wer dieses Buch mit Verstand durchgelesen hat, der kan die wichtigste Bedienung verwalten, ja ein ganzes Land regieren.

Ehrlich. Ganz gut. Aber, wenn ich Bücher lesen soll, so versäume ich mein Handwerk darüber.

Herrm. Breme. Ich habe es ihm schon gesagt, mein Herr, daß ich nicht lange bey meinem Handwerke bleiben werde. Ja ich hätte es billig schon längst niederlegen sollen. Mehr als hundert wackere Männer hier in der Stadt, haben zu mir gesagt: Herr Breme, Herr Breme! sie sollten billig was vornehmers seyn. Und es ist noch nicht lange, als ein Burgermeister sich folgender Gestalt vernehmen lassen: Herrmann

Breme könte der Stadt vielmehr Nutzen schaffen, wenn er ein ander Amt verwaltete, als nun, da er ein Kanngieser ist. Der Mann weiß Dinge, die vielen im Rath verborgen sind. Er kan leicht daraus abnehmen, daß ich nicht als ein Kanngieser sterben werde. Und eben deswegen wollte ich nun gern einen Schwiegersohn haben, der sich etwas auf die Staatssachen gelegt hätte; denn ich hoffe, daß wir beyde mit der Zeit noch in den Rath kommen werden. Will er nun mit dem politischen Nachtische den Anfang machen, so will ich ihn alle Sonnabend Abend examiniren, wie weit er gekommen ist.

Ehrlich. Nein, Herr Breme! das thue ich nicht. Ich bin zu alt, aufs neue in die Schule zu gehen.

Herrm. Breme. So ist er denn auch nicht geschickt, mein Schwiegersohn zu seyn. Adieu. Ich muß ausgehen. (Er gehet ab.)

Der vierte Auftritt.

Frau Bremin. Herr Ehrlich.

Fr. Bremin. Ich weiß nicht, was ich von meinem Manne sagen soll. Er ist niemals zu Hause, und bekümmert sich nicht um die Arbeit. Ich wollte gern viel darum geben, daß ich nur wissen möchte, wo er immer hingienge. Aber siehe da, mein Herr Ehrlich, wie stehet er so allein? will er denn nicht näher kommen?

Ehr-

Ehrlich. Nein, ich danke ihr freundlich, Frau Bremin, ich bin viel zu geringe dazu = = =

Fr. Bremin. Ey! was ist das für eine Rede?

Ehrlich. Ihr Liebster hat ja lauter politische Grillen im Kopfe; und geht wohl gar mit einem Bürgermeister schwanger. Er bekümmert sich gar nicht um solche schlechte Leute, wie ich bin. Er bildet sich ein, daß er klüger ist, als ein Notarius Politikus.

Fr. Bremin. Kehren sie sich doch nicht an den wunderlichen Mann. Ich glaube viel eher, daß er einmal zum Bettler wird, und sein Brod vor den Thüren wird suchen müssen, als daß er sollte Burgermeister werden. Mein werthester Herr Ehrlich! kehre er sich nur gar nicht an ihn, und laß er die Liebe nicht fahren, die er zu meiner Tochter hat.

Ehrlich. Ey, Herr Breme hat geschworen, daß sie sonst niemanden als einen Politikus heyrathen soll.

Fr. Bremin. Ich wollte meiner Tochter lieber das Leben nehmen, als daß ich zugeben wollte, daß sie einen Politikus zum Manne kriegte. In alten Zeiten nannte man ja einen jeden leichtfertigen Menschen einen Politikus.

Ehrlich. Und ich will durchaus kein Politikus werden, sondern mich ehrlich von meinem Handwerke nähren. Hievon hat mein seliger Vater sein ehrliches Auskommen gehabt, und ich hoffe es mit GOttes Hülfe auch zu haben.

Da ist aber ein kleiner Knabe, der vermuthlich mit ihr reden will.

Der fünfte Auftritt.

Die Vorigen. Ein Knabe.

Fr. Bremin. Wen suchst du, mein Sohn?

Der Knabe. Ich wollte gerne mit Meister Bremen sprechen.

Fr. Bremin. Er ist nicht zu Hause: kanst du es mir nicht sagen?

Der Knabe. Meine Frau läßt sich erkundigen, ob die Schüsseln noch nicht fertig sind, die sie schon vor drey Wochen bestellt hat? Wir sind schon so oft darnach hier gewesen: aber wir kriegen nichts, als leere Worte.

Fr. Bremin. Grüsse deine Frau, und sage ihr, sie sollte doch nicht böse werden. Die Schüsseln sollten gewiß morgen fertig werden.

(Er geht ab.)

Der sechste Auftritt.

Fr. Bremin. Ehrlich. Ein andrer Pursch.

Der Bursch. Ich soll einmal für allemal fragen, ob die Teller fertig sind? Sie hätten nicht nur längst fertig; sondern auch schon wieder verbraucht seyn können, seitdem sie bestellt sind. Unsere Frau hat geschworen, daß sie so bald hier nichts wieder wird machen lassen.

Fr.

Fr. Bremin. Hört, mein Freund, wenn ihr künftig etwas bestellt, so sagt es nur mir. Mein Mann hat bisweilen allerhand Grillen im Kopfe, und es ist ganz unnütz, wenn man mit ihm davon redet. Glaubt nur, sie sollen auf den Sonnabend gewiß fertig seyn. Zum Ehrlich. Sehen sie wohl, wie es in unserm Hause zugeht. Wir verlieren durch die Unachtsamkeit meines Mannes, eine Arbeit nach der andern.

Ehrlich. Ist er denn niemals zu Hause.

Fr. Bremin. Sehr selten, oder, wenn er ja zu Hause ist, so bauet er Schlösser in der Luft, und denkt niemals an die Arbeit. Ich verlange sonst nichts von ihm, als daß er nur auf die Leute Acht geben soll. Denn, wenn er etwas macht, so müssen es die Gesellen doch gleich wieder ändern. Da ist Henrich, der kan es bezeugen.

Der siebende Auftritt.

Die Vorigen. Heinrich.

Heinrich. Es ist ein Mann draussen, der das Geld für die Kohlen abfordern will, die er uns gestern gebracht hat.

Fr. Bremin. Ja, wo soll ich Geld hernehmen? Er muß so lange warten, bis mein Mann nach Hause kommt. Kanst du mir nicht sagen, wo der Meister heute hingegangen ist?

Heinr. Ja, wenn sie mich nicht verrathen will, so will ich es ihr wohl sagen.

Fr. Bremin. Ich schwere dirs zu, Heinrich, daß ich es nicht thun will.

Heinr. Es wird alle Tage ein Collegium gehalten, welches sie das Collegium Polmitikum nennen. Da kommen nun über zwölf Personen zusammen, und sprechen, und berathschlagen über lauter Staatssachen.

Fr. Bremin. Wo wird dann die Versammlung gehalten?

Heinr. Ey was? sie muß es nicht eine Versammlung nennen: es heist ein Collegium.

Fr. Bremin. Nun! Wo wird denn das Collegium gehalten?

Heinr. Es wird so Wechselsweise, bald bey diesem, bald bey jenem gehalten. Heute aber werden sie sich hier versammlen. Aber sie muß mich bey leibe nicht verrathen.

Fr. Bremin. Ha! ha! Nun weiß ich, warum er mich heute so sehr gebethen hat, daß ich doch möchte einen Besuch bey des Schmidts Frau aulegen.

Heinr. Gehen sie nur aus: aber kommen sie bald wieder, und überrumpeln sie die Gesellschaft. Gestern ward das Collegium bey Holzmannen, dem Bierschenken gehalten. Da sah ich sie alle in zwo Reihen an dem Tische sitzen: unsern Herrn aber am obersten Ende des Tisches.

Fr. Bremin. Kennst du denn nicht einige von ihnen?

Heinr.

Heinr. Ja doch, ich kenne sie alle. Mein Herr, und der Wirth im Hause, das waren zwey Franz der Messerschmidt, drey; der Maler Pinsel, vier; Gilbert, der Stuhlmacher, fünf; Rothmann, der Färber, sechs; der Kürschner Fuchs, sieben; Henning der Bierbrauer, achte; Sauer, der Visitator, neune; Niklas der Schreibmeister, eilfe; und Richard der Bürstenbinder, zwölfe.

Ehrlich. Das sind alles vortrefliche Leute, und recht geschickt von Staatssachen zu reden. Hast du aber nicht gehört, wovon sie redeten?

Heinr. Ich hörte wohl zu, aber ich verstand nicht viel davon. Das hörte ich wohl, daß sie Kaiser, Könige und Chürfürsten absetzten, und andere wiederum an ihre Stelle erhoben. Bald sprachen sie von dem Zolle, bald von der Accise und Consumtion; bald von den uutüchtigen Personen, die im Rathe wären, bald von der Aufnahme dieser Stadt und von Verbesserung der Handlung. Bald schlugen sie die Bücher auf, bald sahen sie in die Landkarte. Richard der Bürstenbinder saß mit einem Zahnstocher in der Hand: daher glaube ich, daß er Secretarius in diesem Rathe ist.

Ehrlich. Ha, ha, ha! Ein Bürstenbinder, Secretarius. Ich will gewiß, so bald ich ihn nur antreffe, zu ihm sagen: Guten Morgen, Herr Secretarius.

Heinr. Ja, Meister, aber nenne er mich

nur nicht, daß ich es ihm gesagt habe. Denn ich mag mit solchen Leuten nichts zu schaffen haben, die Könige und Fürsten, ja gar die Burgermeister uud den Rath selbst absetzen können.

Fr. Bremin. Sprach denn mein Mann auch mit?

Heinr. Nicht sehr viel. Er saß nur und grübelte, und nahm Schnuptabak, so lange als die andern redeten: wenn sie aber still schwiegen, so gabe er zuletzt den Ausschlag.

Fr. Bremin. Kannte er dich denn nicht?

Heinr. Ey! er sah mich nicht; denn ich war in der andern Stube. Wenn er mich aber auch gleich gesehen hätte, so würde es doch seiner Hoheit nicht zugelassen haben, daß er mich gekannt hätte. Denn er hatte eine solche Mine angenommen, wie ein Starost; oder gar wie der oberste Burgermeister, wenn er einem Minister Audienz giebt So bald diese Leute in das Collegium kommen, so ist es gleichsam, als wenn sie den Staar hätten, daß sie ihr besten Freunde nicht mehr erkennen können.

Fr. Bremin. Ach, ich arme Frau! der Mann bringt uns gantz gewiß ins Unglück; wo sie es im Rathe erfahren, daß er die Stadt verreformiret. Die guten Leute wollen hier in der Stadt keine Reformation haben. Gebt nur Achtung! ehe wir es uns versehen, so ist unser Haus mit Wache besezt, und mein guter Herrmann Breme wird ins Gefängniß gebracht.

Heinr.

Heinrich. Das kan noch wohl geschehen! denn der Rath hat niemals so viel Macht gehabt, als seit einiger Zeit. Die gantze Bürgerschaft ist da nicht vermögend, ihn zu schützen.

Ehrlich. Ey, Possen! Ueber solche Leute muß man nur lachen. Was weiß doch ein Kanngiesser, ein Mahler, oder ein Bürstenbinder, von Staatssachen? Der Rath wird eher darüber lachen, als daß er sich vor ihm fürchten solte.

Fr. Bremin. Ich will sehen, ob ich sie überraschen kan. Komm er so lange hinein.

Ende des ersten Aufzugs.

Der andere Aufzug.

Erster Auftritt.

Franz. Fuchs. Sauer. David. Richard. Holzmann. Heinrich. Breme.

Breme. Heinrich, siehe zu, daß alles fertig sey. Setze die Kannen auf den Tisch, und vergiß die Tabackspfeiffen nicht. Sie werden gleich hier seyn.

Heinrich macht alles zurecht. Sie kommen nach gerade alle gegangen, grüssen Bremen und setzen sich an den Tisch. Herrmann Breme setzt sich ans Ende des Tisches.

Herrmann. Nun, willkommen alle zusammen ihr ehrlichen Männer. Wie stehts? Wovon sprachen wir zuletzt?

Richard. Wo ich nicht irre, so war es Pohlens Staats-Interesse.

Fuchs. Ja, ja! das ist recht, nun weiß ichs wohl. Es wird sich auf dem nechsten Reichstage schon alles geben. Ich wollte nur wünschen, daß ich eine Stunde da seyn möchte. Ich wollte den Waywoden von Masuren etwas in die Ohren zischeln, wofür er mir dancken sollte. Die guten Leute wissen nicht, worinn Pohlens wahres Interesse bestehet. Woher hat man doch jemahls gehört, daß eine solche Königliche Residenz, als Warschau ist, ohne Flotte, oder wenigstens ohne Galeeren gewesen sey? Es könte ja noch wohl eine Kriegsflotte zur Beschützung des Reichs unterhalten werden. Man sehe doch, ob der Türcke nicht viel klüger ist. Wir können von niemand besser, als von ihm lernen, wie man Krieg führen müsse. Es ist ja sowohl im Cassubibischen als in Pohlen Holtz genug, wenn man es nur zu Schiffen oder Mastbäume anwenden wollte. Hätte man in Pohlen oder in Litthauen eine Flotte, so liessen die Türcken und Russen die Gedancken wohl fahren, Choczim zu belagern; und man könnte gerades Weges nach Constantinopel und Moscau gehen. Aber kein Mensch denckt daran!

Sauer. Nein, wahrhaftig, kein Mensch! Unsere Vorfahren sind klüger gewesen. Es

kömmt

kömmt nur alles auf die Anstalten an. Pohlen ist anjetzo nichts kleiner, als in alten Zeiten gewesen ist. Damals aber vertheidigte man sich nicht nur tapfer gegen seinen Nachbarn, sondern man nahm auch einen grossen Theil von Rußland ein, und belagerte Moscau zu Wasser und zu Lande.

Franz. Moscau ist aber keine Seestadt.

Sauer. So muß ich die Landkarte schlecht verstehen! Ich weiß ja wohl, wo Moscau liegt. So liegt Rußland, recht hier, wo ich meinen Finger halte: hier läuft das schwartze Meer hier liegt Oczakov, und hier liegt Moscau.

Franz. Nein, Bruder. Hier liegt ja Rußland, und gleich dabey die Türckey, welches mit Rußland, Land an Land ist. Also kan ja Moscau keine Seestadt seyn.

Sauer. Gibts denn keine Seen in Moscau?

Franz. Nein, gar keine. Ein Moscoviter, der niemals ausserhalb Landes verreiset gewesen, kan sich gar keinen Begrif von einem Schiffe, oder von einem Bothe machen. Erkundige dich nur bey Meister Bremen. Ists nicht wahr, was ich sage, Meister Breme?

Herrm. Breme. Ich will den Streit bald entscheiden. Heinrich gieb mir die Landkarte von Europa her. Dankarts Landkarte!

Heinr. Hier ist sie, aber sie ist etwas zerrissen.

Herrm. Breme. Das schadet nichts: Ich weiß schon, wo Moscau liegt; aber ich habe mir deswegen die Landkarte geben lassen, um

die andern hievon zu überzeugen. Seht her, Sauer, hier liegt nun Rußland.

Sauer. Recht; das kan man an dem Wolgastrome sehen, welcher hier liegt.

(Da er auf dem Wolgastrom zeigt, stößt er das Glas um; dadurch die Landkarte verderbet wird.)

Heinr. Der Wolgastrom ergießt sich ein wenig zu starck. Sie lachen alle. Ha! Ha! Ha!

Herrm. Breme. Hört, meine ehrliche Leute, wir sprecheu so viel von fremden Sachen: laßt uns doch auch einmal von Danzig reden; diß kan uns genug zu thun geben. Ich habe öfters darauf gedacht, woher es doch komme, daß wir keine Städte in Indien haben, sondern das Gewürz immer von andern kaufen müssen? Diese Sache sollten billig Bürgermeister und Rath einmal bedencken.

Richard. Ach! saget doch nicht von Bürgermeister und Rath! Wollen wir so lange warten, bis sie darauf dencken; so können wir noch lange warten. Hier in Danzig wird ein Bürgermeister blos deswegen gelobt, daß er eine löbliche Bürgerschaft um ihre Freyheit bringet.

Herrm. Breme. Ich bin der Meynung, ihr wackern Männer, daß es noch nicht zu späte ist. Denn, weswegen solte der König von Indien uns nicht so wohl die freye Handlung vergönnen, als den Holländern? die doch nichts als Käse und Butter dahin bringen; welches gemeiniglich unterweges verdirbt. Meiner Meynung nach, thäten wir wohl, wenn wir dieser

Sache

Sache halber, bey dem Rathe eine Vorstellung eingäben. Wieviel sind unser hier versammlet?

Sauer. Wir sind nur sechs Personen starck, und ich glaube nicht, daß die andern heute kommen.

Herrm. Breme. Schon genug. Was ist eure Meynung, Herr Wirth! wir wollen votiren.

Holzmann. Ich kan diesen Vorschlag gar nicht billigen. Denn bey solchen Reisen gehen immer viel Leute weg, welche mir täglich ihr Geld gönnen.

Sauer. Ich halte dafur, man muß mehr auf den allgemeinen Nutzen, als auf seinen eigenen Vortheil sehen. Meister Bremens Vorschlag ist der vortreflichste, der in langer Zeit geschehen ist. Je grösser die Handlung ist, destomehr blühet die Stadt. Je mehr Schiffe ankommen, desto besser ist es für uns unterste Bediente. Doch das letzte treibt mich nicht eben an, so zu reden; sondern der Nutzen der Stadt ist gantz allein die Ursache, warum ich diesen Vorschlag billige.

Fuchs. Mir will dieser Vorschlag gar nicht gefallen, sondern ich rathe vielmehr, daß man darauf bedacht sey, Handels-Compagnien nach Grönland und nach der Strasse-Davids aufzurichten. Dieser Handel würde der Stadt viel, viel nützlicher und besser seyn!

Franz. Ich mercke wohl, daß Fuchsens Stimme mehr auf seinen eigenen Nutzen, als

auf das Beste des gemeinen Wesens gerichtet ist. Denn bey den indianischen Reisen hat der Kürschner nicht so viel Verdienst, als bey den nordischen. Was mich betrifft so bin ich fest versichert, daß die indianische Handlung alle andere an Wichtigkeit weit übertrifft; denn man kan in Indien bisweilen für ein Messer, eine Gabel, oder für eine Schere, von den Wilden ein Stück Gold kriegen, das eben so viel wiegt. Wir müssen aber unsern Vorschlag so einrichten, wenn wir ihn dem Rathe vorlegen wollen; daß es nicht scheint, als ob uns der Eigennutz dazu angetrieben hätte. Denn sonst kommen wir damit nicht fort.

Richard. Ich bin eben der Meynung, die Niklas, der Schreibmeister vorgetragen hat.

Herrm Breme. Du forderst als ein Bürstenbinder. Niklas der Schreibmeister, ist ja nicht zugegen. Aber, was will diese Frau hier? Das ist gewiß meine Frau.

Der andere Auftritt.

Frau Bremin. Die Vorigen.

Fr. Bremin. Bist du hier, du fauler Mann? Es wäre wohl besser, daß du bey der Arbeit wärest, oder zum wenigsten auf deine Leute Acht hättest. Wir büssen eine Arbeit nach der andern ein, und deine Faulheit hat an allem schuld!

Herrm.

Herrm. Breme. Sey stille, meine liebe Frau, du wirst noch eine Bürgermeisterin, ehe du ein Wort davon weist. Meynest du denn, daß ich blos darum ausgehe, um mir die Zeit zu vertreiben? Ja, ja! Ich habe zehnmal so viel zu thun, als ihr alle. Ihr andern arbeitet nur mit den Händen, ich aber arbeite mit dem Kopfe.

Fr. Bremin. Alle unsinnige Leute machen es eben so. Sie bauen, eben wie du, Schlösser in der Luft, und zerbrechen sich den Kopf mit lauter Thorheiten und Grillen. Sie bilden sich ein, daß sie wichtige Dinge vornehmen, da sie doch nicht das geringste ausrichten können.

Fuchs. Hätte ich eine solche Frau, wahrhaftig! sie sollte mir dieses nicht mehr als einmal vorsagen.

Herrm. Breme. Ey, Herr Fuchs! das muß ein Politikus nichts achten! Vor dreyen Jahren hätte ich es gewiß auch nicht auf mir sitzen lassen. Aber seitdem ich angefangen habe, politische Bücher zu lesen, habe ich solches verachten gelernet. Qui nescit simulare, nescit regnare, sagt ein alter Politicus; der gewiß kein Narr war: ich glaube er hieß Agrippa, oder Albertus Magnus. Diß ist gewiß der Grund von der gantzen Politik, die in der Welt ist: wer keine böse Worte von einer hitzigen und wunderlichen Frau vertragen kan, der schickt sich auch zu keiner hohen Bedienung. Die Kaltsinnigkeit ist die gröste Tugend, und ein rechter Edelstein,

der die Regenten und Obrigkeiten am meisten schmücket. Daher bin ich der Meynung, daß keiner in der Stadt in den Rath sollte genommen werden, der nicht schon einige Proben von seiner Kaltsinnigkeit abgelegt, und bewiesen hätte; daß er Scheltworte und Schläge leiden könte. Ich bin von Natur etwas hitzig, aber ich suche diese Fehler durch das Studiren zu überwinden. Ich habe in der Vorrede eines Buchs, das der politische Stockfisch genannt wird, gelesen: daselbst wird einem zornigen Menschen dieser Rath gegeben: wenn ihn der Eifer übereilete, so solte er nur bis zwanzig zählen, so wäre der Zorn vorbey.

Fuchs. Nein, das hilft mir gewiß nicht; und wenn ich auch bis hundert zählete.

Herrm. Breme. Ja, so ist er auch nicht weiter als ein Subaltern zu gebrauchen. Heinrich, gib meiner Frau ein Glas Bier, bey dem kleinen Tische.

Fr. Bremin. Ey, du garstiger Mann! meynest du, daß ich darum hergekommen bin, daß ich nur einmal trincken will?

Herrm. Breme. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. Nun ist es schon wieder vorbey! Höre nun, meine liebe Frau, du mußt deinen Mann nicht so grob anfahren: das sieht so gemein aus.

Fr. Bremin Ist es denn vielleicht vornehmer, wenn man betteln geht? Gewiß, eine jede Frau hat Ursache böse zu seyn, die einen sol-

solchen Tagedieb zum Manne hat, der seine Arbeit versäumet, und die Frau und Kinder Noth leiden läßt.

Herrm. Breme. Heinrich, gieb ihr ein Glas Brantewein: denn sie hat sich ereifert.

Fr. Bremin. Heinrich gieb meinem Manne ein paar Ohrfeigen.

Heinrich. Sey sie so gut, und thue sie es selbst. Ich mag mich mit dergleichen Commißion nicht gerne einlassen.

Fr. Bremin. Gut: so will ich es selbst thun.

(Sie giebt ihm Ohrfeigen.)

Herrm. Breme. 1. 2. 3. bis 20. Er stellet sich, als wenn er sie ebenfalls schlagen wollte; aber er zählet aufs neue bis 20. Frau, Frau! Wäre ich kein Politikus gewesen, so wäre es dir schlecht gegangen!

Fuchs. Ey! wollt ihr eure Frau nicht besser im Zaume halten, so will ich es thun. (Er jagt sie fort.) Gleich hinaus!

(Die Frau Bremin schilt draussen.)

Der dritte Auftritt.

Das Collegium Politicum.

Fuchs. Ich will ihr weisen, daß sie auf ein andermal zu Hause bleiben soll. Das bekenne ich! ist das politisch, sich von seiner Frau bey den Haaren herum schleppen zu lassen? So werde ich niemals politisch!

Herrm. Breme. Ach! ach! Nescit simulare, nescit regnare! Das ist zwar leicht ausgesprochen, aber nicht so leicht ausgeübt. Ich gestehe es, meine Frau hat mich sehr beschimpft. Ich muß ihr noch nachlaufen, und ihr auf der Strasse das Trinckgeld geben! Doch, 1. 2. 3. 4=20! Nun ist es vorbey. Wir wollen nun von andern Dingen sprechen.

Franz. Wahrhaftig! die Weiber haben hier ~~in Danzig~~ allzuviel zu sagen!

Fuchs. Das ist wahr genug! Ich bin öfters darauf gefallen, einen Vorschlag zu thun. Es ist nur gefährlich, sich mit ihnen in einen Streit einzulassen. Sonst ist der Vorschlag endlich gut genug.

Herrm. Breme. Worin besteht denn aber dein Vorschlag?

Fuchs. Er enthält nur wenige Artickel. Eins wünschte ich, daß der Ehecontract nicht auf ewig, sondern nur auf gewisse Jahre eingerichtet wäre. Wenn nun der Mann mit seiner Frau nicht zufrieden würde, so könnte er doch mit einer andern einen neuen Contract schliessen. Doch wäre er verbunden, eben wie es mit den Häusern zu geschehen pflegt, ihr ein Viertel Jahr vorher aufzusagen, welches auf Ostern oder Michaelis seyn sollte. Wäre er aber mit ihr zufrieden, so könte der Contract verlängert werden. Glaubet mir nur, wenn man ein solches Gesetz machte, man würde nicht eine einzige böse Frau mehr finden: sondern eine jede würde

sich

sich ihrem Manne gefällig zu machen suchen; damit nur der Contract verlängert werden möchte. Habet ihr etwas gegen diesen Artickel einzuwenden, ihr Herren? Franz, du lächelst so schalckhaftig: du hast gantz gewiß was einzuwenden: laß uns hören, was du meynest.

Franz. Aber könnte nicht auch öfters eine Frau ihre Rechnung dabey finden, wenn sie von einem Manne geschieden würde, der sich unfreundlich gegen sie bezeugte; der ein Müssiggänger ist; der nur blos fressen und saufen, aber nicht arbeiten will, Frau und Kindern Unterhalt zu schaffen? Oder könnte sie nicht einen andern lieb gewinnen, und dann ihrem Manne so viel in den Weg legen, daß er sie wider seinen Willen müste fahren lassen? Ich bin der Meynung, daß eine sehr grosse Unordnung daraus entstehen könte. Man hat ja Mittel genug übrig, eine Frau zu zwingen. Wollte ein jeder, wie Meister Breme, wenn er von seiner Frau Ohrfeigen kriegt, stille sitzen, und bis zwanzig zählen: so würden wir sehr viele arge Weiber haben. Ich halte unmaßgeblich dafür, es sey kein besser Mittel, eine Frau zu zwingen, wenn sie böse ist; als wenn der Mann ihr drohet, daß er nicht mehr mit ihr in einem Bette; sondern so lange allein schlaffen wollte, bis sie sich besserte.

Fuchs. Das könnte ich unmöglich halten!! Es giebt viele Männer, denen eben so viel daran gelegen ist, als den Weibern.

Franz.

Franz. So kan ja der Mann extra gehen?

Fuchs. So kan ja die Frau auch extra gehen!

Franz. Aber, wir wollten die andern Artickel auch gerne hören.

Fuchs. Ja, warte ein Bisgen! Ihr habt vielleicht Lust, noch mehr zu spotten! Es ist doch kein Ding so gut, daß man nicht etwas darauf sollte zu sagen haben!

Herrm. Breme. Wir wollen von andern Dingen reden. Leute die uns hören, sollten dencken, wir hielten Consistorium, oder ein Ehegerichte. Ich dachte diese Nacht, da ich nicht schlafen konte, auf was für eine Art die Regierung in Danzig am besten könnte eingerichtet werden; und wie man gewisse Familien, worin die Leute zu Bürgermeistern und Rathsherrn gleichsam gebohren werden, gar von der höchsten obrigkeitlichen Würde ausschliessen, und eine vollkommene Freyheit einführen könte. Mir ist eingefallen, daß es am besten geschehen könte, wenn man einen Bürgermeister wechselsweise, bald aus diesem, bald aus jenem Handwercke erwählte: so hätte doch die sämmtliche Bürgerschaft an der Regierung Antheil, und alle Stände würden blühen. Wenn, zum Exempel ein Goldschmied Bürgermeister würde, so beförderte er das Beste der Goldschmiede. Ein Schneider liesse sich die Aufnahme der Schneider angelegen seyn: und ein Kanngieser suchte seine Mitmeister empor zu bringen. Keiner aber sollte länger Bürgermeister seyn, als

einen Monat: damit ein Handwerck nicht mehr florirte, als das andere. Wenn die Regierung so eingerichtet wäre, so könte man uns mit Recht eine freye Stadt nennen!

Alle. Der Vorschlag ist vortreflich, Meister Breme! Ihr sprecht, als ein andrer Salomon!

Franz. Der Vorschlag ist gantz gut, aber ‒ ‒

Fuchs. Du kömst immer mit deinem Aber: was willst du denn sagen?

Herrm. Breme. Er mag nur seine Meynung sagen! Was meynet ihr, mit eurem Aber?

Franz Ich besorge nur, daß es sehr schwer halten wird, in einem jeden Handwercke einen geschickten Mann zum Bürgermeisteramte zu finden. Meister Breme wäre gut genug. Er hat wohl studirt: aber wo finden wir unter den Kanngiesern, wenn er todt ist, noch einen, der zu solchem Regimente geschickt ist? Denn wenn eine Stadt erst in Verfall geräth, so kan man ihr nicht so leicht wieder helfen, als man eine Schüssel oder Kanne umgiesen kan, wenn sie unbrauchbar geworden sind.

Franz. Ach Possen! Man findet unter den Handwerksleuten auch tüchtige Männer genug.

Herrm. Breme. Höre, mein lieber Fuchs! Du bist noch ein junger Mann, und kanst ein Ding noch nicht so tief einsehen, als wir andern. Indessen merke ich doch, daß du einen guten Kopf hast, und daß du mit der Zeit schon wirst gebraucht werden können. Ich will dir nur kurtz vorstellen, daß deine Einwendung, allein in Absicht

sicht auf uns, nicht statt habe. Wir sind in dieser Gesellschaft zwölf Personen starck, und alle Handwercksleute. Ein jeder von uns kan ja hundert Fehler einsehen, die von dem Rathe begangen werden. Stelle dir nun einmal vor wenn einer von uns Bürgermeister würde, und nur erst die Fehler verbesserte, wovon wir öfters gesprochen haben; und die der Rath nicht einsieht: sollte Danzig bey einer solchen Bürgermeisterschaft wohl etwas verlieren? Wo sie auch so gesinnet sind, meine Herren, so will ich den Vorschlag aufsetzen und bey der dritten Ordnung eingeben.

Alle mit einander. Allerdings, Herr Breme!

Sauer. Aber genug von der Materie. Die Zeit geht hin, und wir haben die Zeitungen noch nicht gelesen. Heinrich, gieb uns die letzten Avisen her.

Heinr. Da sind sie.

Herrm. Breme. Gib sie dem Bürstenbinder, der sie uns vorzulesen pflegt.

Richard. liest. Man schreibt aus dem Hauptlager bey dem Varo, daß man die Sardinischen Verstärckungen erwartet, um in die Provence einzurücken, und den Krieg auf französischen Boden zu bringen.

Herrm. Breme. Ey! das hat man nun schon zwölfmal nach einander geschrieben! Ich möchte mich zu tode ärgern, wenn ich davon reden höre! Was schreibt man weiter?

Richard.

Richard. Daß der General Broune, und der General Botta erst die Franzosen bey Antibes vertrieben, dann Toulon angreifen, und Marseille erobern wollen! damit sie zur See, von Genua und Sardinien Proviant kriegen können.

Herrm. Breme. Ach! ach! Die Leute sind wahrhaftig mit Blindheit geschlagen! Sie sind alle verlohren! Ich wollte nicht einen Groschen für die gantze Armee in Franckreich geben!

Fuchs. Ich halte dafür, daß der Graf gantz recht daran gethan hat. Denn dieß ist allezeit mein Vorschlag gewesen. Aber hernach müssen sie doch nach Lyon gehen, und der Franzosen ihre Manufacturen ruiniren; alle die Seidenweber, Gold- und Silberarbeiter wegnehmen: und nach Wien führen; daß die Franzosen die Deutschen nicht mehr ums Geld bringen können. Denn der König in Frankreich hat bisher seinen Krieg blos mit deutschem Gelde geführet: weil jeder Narr geglaubt, was nicht in Frankreich gemacht ist, das sey auch nichts nütze. Sagte ich es nicht letztens, Franz, daß man es so anfangen müste.

Franz. Nein, ich kan es mich nicht erinnern.

Fuchs. Ja gewiß, ich habe es über hundertmal gesagt: denn warum sollen wir unser Stadtgeld nach Frankreich schicken? Unsere jungen Herren schleppen doch genug nach Paris: und wenn einer von Reisen nach Hause kömmt, so sieht er so buntscheckigt aus, als ein Harlekin.

Warum

Warum müssen auch noch die Kaufmanns-frauen lauter französische Stoffe tragen?

Herrm. Breme. Heinrich, gieb mir ein Glas Brantewein. Ich kan schweren, meine Herren, daß ich nicht weiß, wie mir geschah, da ich diese Zeitung hörete. Ihr Wohlseyn?

Mußiörs. Nun, das bekenne ich! Das nenne ich ein Hauptversehen! Sich in Franckreich hinein zu wagen.

Sauer. Ich hätte es eben so gemacht, wenn mir die Armee anvertraut gewesen wäre.

Franz. Ey! nicht doch? Meynest du denn, daß man einen Visitator zum Genèral machen wird?

Sauer. Du darfst mich nur nicht aushöhnen. Ich könte so wohl dazu gelangen, als ein anderer.

Fuchs. Du hast gewiß recht, Sauer, daß der Graf wohl gethan hat, daß er dem Feinde gerade ins Land gegangen ist.

Herm. Breme. Ey, mein guter Fuchs! Ihr bildet euch zuviel auf eure eigene Klugheit ein. Ihr müst doch noch viel lernen.

Fuchs. So will ich es doch gewiß nicht von dem Messerschmidt lernen.

Sie kommen in einem heftigen Streit sehr starck an einander: Sie stehen von ihrem Stühlen auf, rufen und schreyen durch einander, und drohen.

Herm. Breme. schlägt heftig auf den Tisch und schreyet: Stille! stille! Ihr Herren. Wir wollen nicht mehr davon sprechen! Ein jeder kan ja seine Meynung behalten. Hört doch,

ihr

ihr Herren, seyd doch stille! Meynet ihr etwa, daß der Graf Braun die Sache nicht überleget habe? Nein, der Mann hat des Alexander Magnus Chronik gelesen, der es eben so machte, da er den Darius bis in sein Land verfolgte, und darüber einen Sieg gewann, der eben so wichtig war, als der von Hochstädt.

Heinrich. Nun schlägts zwölfe!

Herrm. Breme. So müssen wir vor diesesmal unsere Gesellschaft aufheben. Ein andermal mehr. (Sie nehmen Abschied, und im Weggehen streiten sie noch wegen der vorigen Sache.)

Ende des andern Aufzuges.

Der dritte Aufzug.

Docter Rehfuß. Herr Sand. Christoph.

D. Rehfus. Ich will ihnen eine Begebenheit erzehlen, worüber die gantze Stadt lachen wird. Wissen sie, was ich mit drey andern lustigen Leuten hier in der Stadt verabredet habe?

Sand. Nein, ich weiß es nicht.

D. Rehfus. Kennen sie den superklugen Kanngieser Herrman Breme nicht?

Sand. Das ist ja, wo ich nicht irre, der

Kanngieser, der ein so grosser Politikus seyn will, und hier in diesem Hause wohnet.

D. Rehfuß. Ja, ja, der ist es. Ich war neulich mit einigen aus dem Rathe in Gesellschaft, welche sehr böse auf den Mann waren: weil er in einem Wirthshause sehr dreiste von der Regierung gesprochen, und alle Dinge reformiret hätte. Sie waren der Meynung, daß man gewissen Leuten befehlen sollte, auf seine Reden Acht zu geben, und hernach wider ihn zu zeugen, damit er andern zum Exempel, könte gestraft werden.

Sand. Es wäre zu wünschen, daß solche Leute einmal möchten gestraft werden. Denn sie sitzen bey einer Kanne Bier; und lästern über Könige und Fürsten, über obrigkeitliche Personen und Kriegsbediente, daß es erschrecklich zu hören ist. Und überdem ist es auch gefährlich. Denn der Pöbel hat nicht das Vermögen nachzudencken, wie abgeschmackt und ungereimt es sey, daß Kanngieser, Hutmacher oder Bürstenbinder, von solchen Sachen reden, die ihnen viel zu hoch sind, und sich getrauen Dinge einzusehen, die oft der gantze Rath nicht einsehen kan.

D. Rehfuß. Es ist wahr! Ein solcher Kanngieser kan das gantze Königreich Pohlen umschmelzen, in währender Zeit da er einen Teller umgießt, und also das Land und die Kannen zugleich verändern. Inzwischen gefiel mir doch das Vorhaben meiner Rathsherren nicht. Denn wenn

wenn man einen solchen Mann straft, oder ins Gefängnis setzt: so wird nur ein Aufruhr unter dem Pöbel erreget, und das Ansehen eines solchen Thoren wird um desto grösser. Meine Meynung geht vielmehr dahin, eine Comödie mit ihm zu spielen, welche eine bessere Wirckung haben wird.

Sand. Und worin sollte die bestehen?

D. Rehfuß. Man muß ihm Abgesandte schicken, als ob sie vom Rathe kämen, um ihm wegen der erlangten Bürgermeister würde Glück zu wünschen: und ihm zugleich einige schwere Sachen zur Entscheidung vorlegen. So wird man erst sehen, wie schlecht er damit zurechte kommen wird: und er selbst wird einsehen lernen, daß es ein grosser Unterschied sey, von einer Bedienung zu urtheilen, und solche selbst zu verwalten.

Sand. Aber was wird endlich daraus werden?

D. Rehfuß. Dieses, daß er entweder aus Verzweifelung das Thor suchen, oder auch demüthig um seinen Abschied anhalten, und seine Untüchtigkeit gestehen wird. Ich bin eben deswegen zu ihnen gekommen, um mir ihren Beystand in dieser Sache auszubitten weil ich weiß, daß sie hiezu sehr geschickt sind.

Sand. Das gienge endlich noch wohl an! Wir wollen selbst die Abgesandten seyn, und zu ihm gehen.

D. Rehfuß. Meinethalben: hier ist sein Hauß; Christoph klopft an, und sagt, daß zween Rathsherren hier wären, und mit Bremen sprechen wollen.

(Der Diener klopt an.)

Der andere Auftritt.

Die Vorigen. Herrmann Breme.

Herrm. Breme. Mit wem wolt ihr reden?

Christoph. Hier sind zwey Rathsherren, welche gerne die Ehre haben wollten, ihnen ihre Aufwartung zu machen.

Herm. Breme. Ach Himmel, was ist das? ich sehe ja so garstig aus, wie eine Sau.

D. Rehfuß. Unterthänigsten Diener, mein gestrenger Herr Bürgermeister. Wir sind vom Rathe abgeschickt, ihnen wegen der erhaltenen Bürgermeister-Würde hier in der Stadt, Glück zu wünschen. Denn ein Rath hat ihre Verdienste mehr, als ihren Stand in Erwegung gezogen, und sie einhellig zum Bürgermeister erwehlt.

Sand. Ein hochweiser Rath hat es nicht länger zugeben können, daß ein solcher weiser Mann, sich mit so schlechten Verrichtungen beschäftigen, und sein grosses Pfund vergraben sollte.

Herm. Breme. Hochzuehrende Herren Collegen, vermelden sie dem hochweisen Rathe meinen

meinen Gruß und Danck, und versichern sie ihn meiner Protection. Es ist mir lieb, daß man auf diese Gedancken, nicht meiner Person, sondern der Stadt wegen, verfallen ist. Denn wäre mein Absehen auf einen hohen Stand gerichtet gewesen, so hätte ich desselben vielleicht schon lange theilhaftig werden können.

D. Rehfuß. Hochwohlgebohrner Herr Bürgermeister, der Rath und die Bürgerschaft können sich von einer so hochweisen Obrigkeit nichts anders, als den grösten Flor der Stadt versprechen.

Sand. Und daher ist man viele andere reiche und vornehme Leute vorbey gegangen, welche nach diesem hohen obrigkeitlichen Stande gestrebt haben.

Herm. Breme. Ja, ja! ich hoffe, es wird diese Wahl den Rath niemals gereuen.

D. Rehfuß und Sand. Wir empfehlen uns sämmtlich Dero Gnade und Gewogenheit.

Herm. Breme. Es wird mir ein Vergnügen seyn, wenn ich ihnen einige angenehme Dienste werde leisten können. Nehmen sie es nicht übel, daß ich sie nicht weiter begleite.

Sand. Ey! es schickt sich auch nicht, daß Eure gestrengen Herrlichkeiten sich weiter bemühen.

Herm. Breme. Ruft den Laquayen. Höre Cammerad, da habt ihr eine Kleinigkeit zum Glase Wein.

Der Laquay. Ach! ich darf es nicht annehmen, Ihro gestrenge Herrlichkeiten.

Der dritte Auftritt.

Hermann Breme. Seine Frau.

Herm. Breme Frau, Frau!

Die Frau. in der Kammer. Ich habe keine Zeit!

Herm. Breme. Komm, geschwinde! ich will dir etwas sagen, woran du wohl niemals auch nicht einmal im Traume, gedacht hast.

Fr. Bremin. Nun, was ist es denn.

Herm. Breme. Hast du Caffee zu Hause?

Fr. Bremin. Ey Possen! vorm Jahre wie ich schwanger war, tranck ich meinen letzten Caffee.

Herm. Breme. Nun wirst du künftig mehr brauchen. Innerhalb einer halben Stunde werden unfehlbar alle Rathsherrn-Frauen ihre Aufwartung bey dir machen.

Fr. Bremin. Ich glaube, der Mann träumt!

Herm. Breme. Ja, ja ich träume nun so, daß ich mir endlich eine Bürgermeisterwürde zusammen geträumet habe.

Fr. Bremin. Höre, Mann! mache mich nicht wieder böse: du weist wohl, wie es dir letztens gieng.

Herm.

Herm. Breme. Sahest du denn nicht die beyden Herren mit einem Bedienten hier weggehen?

Fr. Bremin. Freylich habe ich sie gesehen.

Herm. Bremin. Nun eben die waren bey mir, und brachten mir die Nachricht, daß ich einhellig zum Bürgermeister erwehlet worden.

Fr. Bremin. Ach! Mann, was sagst du?

Herm. Breme. Befleißige dich hinführo, meine liebe Frau, daß dn mir mit mehrerm Respect begegnest, auch selbst ein vornehmeres Wesen annim̃st, und daß dir ja nichts von dem alten Kanngieserstande übrig bleibe.

Fr. Bremin. Ach! ist es denn gewiß mein lieber Hertzens-Mann, daß du Bürgermeister bist?

Herm. Breme. Es ist so gewiß, als ich hier vor dir stehe. Unser Haus wird bald von Glückwünschungen, von gehorsamsten Dienern und Dienerinnen, von Residenten und Gestrengigkeiten voll seyn.

Fr. Bremin. auf den Knien. Ach mein gestrenger Hertzens-Mann, vergibs mir doch, wo ich dich in einigen Dingen beleidiget habe.

Herrm. Breme. Es ist dir schon vergeben: Ein Bürgermeister rächet das nicht, womit man sich an einem Kannengieser versündiget hat. Bestrebe dich nur, daß du dich nicht mehr so gemein aufführest: so sollst du künftig meine Gnade haben. Aber wo kriegen wir nun in der Geschwindigkeit einen Laquayen her? denn einen Diener muß ich haben.

Fr Bremin. Wir müssen Heinrichen so lange eines von deinen alten Kleidern geben, bis wir eine ordentliche Liberey können machen lassen. Aber höre, mein Gemahl, der du nun Bürgermeister bist: bitte ich dich hertzlich, daß du Fuchsen, den Kürschner, wegen des mir letzthin bewiesenen Schimpfs bestrafen mögest.

Herm. Breme. Ey, meine liebe Frau; eines Bürgermeisters Gemahlin, muß nicht mehr an daß Unrecht dencken, oder es zu rächen suchen, was ihr, als eines Kanngiesers Frau wiederfahren ist. Wir wollen den Heinrich herein ruffen. Heinrich.

Der vierte Auftritt.

Die Vorigen. Heinrich.

(Herm. Breme geht sehr gravitätisch in tiefen Gedancken auf und nieder.)

Fr. Bremin. Heinrich.

Heinr. Hey.

Fr. Bremin. Heinrich, du mußt künftig nicht mehr so antworten: weiß du nicht, was uns für ein Glücke begegnet ist?

Heinr. Nein, das weiß ich nicht.

Fr. Bremin. Je dencke doch, mein Mann ist doch noch Bürgermeister geworden.

Heinr. Wo denn? In Hela? (*)

Fr.

(*) Ist ein schlechter Flecken im Danziger Gebiethe, an der Seekante; der sich vom blosen Fischfange nähret.

Fr. Bremin. Je du Schlingel, in Danzig.

Heinr. Ja, warum nicht gar in Paris, das wäre ja ein verzweifelter Sprung, vom Kannengieser zum Bürgermeister.

Herm. Breme. Heinrich, sprich bescheidener: Du must wissen, daß du anjetzo ein Laquay bey einem vornehmen Manne werden sollst.

Heinr. Ha; Laquay? das will noch nicht viel sagen.

Herm. Breme. Du sollst mit der Zeit schon befördert werden: du kanst wohl gar Amtsdiener werden. Gib dich nur zufrieden. Du must nur auf einige Tage mein Laquay seyn, bis ich mir einen Diener werde zulegen können. Er kan meinen braunen Rock so lange anziehen, bis die Lieberey fertig wird.

Fr Bremin. Aber ich besorge sehr, daß er ihm zu lang seyn wird.

Herm Breme. Freylich ist er ihm zu lang: aber man muß sich in der Geschwindigkeit so gut behelfen, als man kan.

Heinr. Ach, der Rock geht mir an die Absätze. Ich werde aussehen, wie ein polnischer Jude.

Herm. Breme. Höre Heinrich.

Heinr. Ja Meister.

Herm. Breme. Je, du Esel; komme mir nur nicht mehr mit deinem Meister: du sollst ins künftige wenn ich dich ruffe, antworten: ihre Herrlichkeit! und wenn jemand kömmt, der

nach mir fragt, so sollst du sagen: Der Herr Bürgermeister von Bremenfeld ist nicht zu Hause.

Heinr. Soll ich immer so sagen; der Herr mag zu Hause seyn, oder nicht?

Herm. Breme. Ey was? Wenn ich nicht zu Hause bin, sollst du sagen: der Herr Bürgermeister von Bremenfeld ist nicht zu Hause; und wenn ich nicht zu Hause seyn will, so must du sagen: Der Herr Bürgermeister giebt heute keine Audienz. Höre mein Kind, du must Caffee zu rechte machen lassen: du must doch etwas haben, womit du die Rathsherrn Frauen bewirthen kanst. Denn hierin wird hernach unsere Reputation bestehen, daß man sagen kan: Der Bürgermeister von Bremenfeld giebt guten Rath; und seine Gemahlin guten Caffee. Ich bin gar sehr besorgt, daß du dich versiehst, ehe du dich in den Stand schicken lernest, worein du gekommen bist. Heinrich, lauf geschwinde, und siehe zu, daß du einen Theetisch und etliche Theetassen kriegst, und laß die Magd für ein paar Groschen Caffee hohlen: man kan allezeit mehr kaufen. (Der Diener geht ab.) Dieß laß dir eine Regel seyn, mein Kind, daß du nicht viel in Gesellschaften redest, biß du gelernet hast, wie man einen honetten Discurs führen müsse. Du must dich auch nicht gar zu demüthig anstellen, sondern auf deinen Respect halten: vor allen Dingen aber must du dich dahin bestreben, daß du das alte Kanngieserwesen aus dem

Kopfe

Kopfe kriegst; und dich so anstellest, als wenn du schon seit vielen Jahren eine Bürgermeisterin gewesen wärest. Des Morgens muß der Theetisch für Freude, die etwan kommen möchten, gedeckt und fertig seyn; des Nachmittags der Caffeetisch, und alsdann wird in der Karte gespielet. Es ist ein gewisses Spiel, das sie Allumber nennen. Ich wollte gerne 100. Thaler drum geben, daß du und unsere Tochter, Fräulein Louise, es spielen könnten. Ihr müst also fleißig Acht geben, wenn andere spielen, damit ihr es auch lernen möget. Des Morgens must du bis 9. oder halb 10. Uhr im Bette liegen bleiben; denn nur die gemeinen Leute stehen des Sommers mit der Sonnen zugleich auf. Des Sonntags aber, mußt du etwas zeitlicher aufstehen, weil ich entschlossen bin, an diesem Tage hinführo allemal Artzney einzunehmen. Eine artige Schnuptobacksdose mußt du dir anschaffen; die muß allezeit bey dir auf dem Tische liegen, wenn du in der Karte spielest. Wenn jemand deine Gesundheit trincket, so must du nicht sagen, ich dancke; sondern très humble servitor: und wenn du jähnest, so hast du nicht nöthig, die Hand vor den Mund zu halten; denn dieses ist bey vornehmen Leuten nicht mehr gebräuchlich. Endlich wenn du in Gesellschaften bist, so must du nicht allzu ehrbar seyn, sondern die Honettität ein wenig an die Seite setzen. = = = Doch höre, ich habe noch etwas vergessen. Du must dir auch noch einen Schooshund zulegen, den du eben so lieb haben

ben must, als ein Kind; denn das ist auch vornehm. Unsere Nachbarin hat einen artigen Hund, sie leihet ihn dir schon so lange, bis wir selbst einen kriegen können. Dem Hunde must du einen französischen Namen geben, den ich dir schon sagen will, wenn ich nur erst Zeit habe, mich darauf zu bedencken. Der Hund muß beständig in deinem Schose liegen, und du must ihm, wenn Fremde da sind, zum wenigsten ein paar Schock Küsse geben.

Fr. Bremin. Ach nein, mein Hertzensmann, das kan ich unmöglich thun: Man kan nicht allemal wissen, wo ein Hund gelegen, und sich garstig gemacht hat. Man könte sich bey der Gelegenheit das Maul und alles beschmieren.

Herm. Breme. Ey! was ist das für eine Rede? Wilst du denn eine vornehme Frau seyn, so must du auch solche Sitten annehmen, die einer vornehmen Frau anständig seyn. Ein solcher Hund kan auch überdem eine Anleitung zum Discurs geben. Denn wenn du sonst nichts weißt, so kanst du die Tugenden und Eigenschaften deines Hundes erzehlen. Thue doch nur, was ich dir sage, mein Kind; Ich weiß es viel besser als du, wie es die vornehmen Leute zu machen pflegen. Nimm nur immer an mir ein Exempel: du wirst sehen, daß nicht die geringste Spur von der alten Lebensart bey mir mehr zu finden seyn wird. Ich werde es nicht so machen, wie jener Schlächter, der Rathsherr in

Dir-

Dirschau ward, und wenn er eine Seite zum Ende geschrieben hatte, und das Blatt umwenden wollte, immer die Feder quer in den Mund nahm, so wie er es mit seinem Schlächtermesser zu thun gewohnt war. Wir wollen nun aber einige Anstalten machen. Geh hin, mein Kind, und mache alles fertig. Ich habe Heinrichen noch etwas besonders zu sagen, schicke mir ihn her.

Der fünfte Auftritt.

Hr. ~~Frau~~ Bremen. Heinrich.

Herrm. Breme. Höre Heinrich.

Heinr. Herr Bürgermeister.

Herrm. Breme. Was meynest du, solte ich wohl wegen meiner Erhebung nicht viele Feinde kriegen?

Heinr. Ey, was bekümmern sie sich um ihre Feinde? Ich wollte nur wünschen, daß man mich auf eine solche Art zum Bürgermeister gemacht hätte; ich wolte meine Feinde schon bändigen.

Herrm. Breme. Das einzige, weswegen ich noch besorgt bin, bestehet in einigen wenigen Ceremonien. Die Welt wird durch die Pedanterey regieret, und die Leute sehen mehr auf einige kleine Nebenumstände, als auf gründliche Dinge. Ach daß doch nur der Tag vorbey wäre, da ich meinen Antritt auf dem Rathhause halte;

halten soll: so wollte ich recht vergnügt seyn; denn was wichtige Verrichtungen betrifft, das ist nur eine Kleinigkeit für mich. Ja, ja, ich muß mich recht bedencken, wie ich meinen Collegen zum erstenmal recht begegnen soll; damit ich mich nicht wegen der gewöhnlichen Gebräuche versehen möge.

Heinr. Ey was! Herr Bürgermeister, kein wackrer Mann bindet sich an gewisse Ceremonien. Ich, meines theils, würde nichts anders thun, wenn ich einen solchen Einzug halten sollte: als daß ich den Rathsherren meine Hand zu küssen reichte, und sehr viele Runtzeln vor der Stirne zöge: damit sie wissen möchten, was ich im Schilde führte; und daß ein Bürgermeister kein Kramsvogel wäre.

Herm. Breme. Aber denke doch, ich muß auch an demselben Tage, wenn ich eingeführt werde. eine Oration halten. Zwar eine Rede kan ich eben so gut halten, als sonst jemand in der Stadt: denn ich wollte mich unterstehen zu predigen, wenn es auch morgen seyn sollte. Aber, da ich niemahls vorher einer solchen Handlung beygewohnet habe: so weiß ich eigentlich nicht, was man für Formularien dabey brauchen müsse.

Heinr. Ey! gnädiger Herr, die Schulmeister binden sich an gewisse Formulare. Wenn ich Bürgermeister wäre, so würde ich es blos bey diesen kurtzen und bündigen Worten bewenden lassen: „Es scheinet zwar ein wenig wunder-

„ lich

„ lich zu seyn, hochedle und Hochweise Herren,
„ daß man einen elenden Kanngieser so plötzlich
„ in einen Bürgermeister verwandelt sehn
„ soll ⸗ ⸗ ⸗

Herm. Breme. Pfuy! pfuy! das wäre ein garstiger Anfang!

Heinr. Nein, das sollte auch nicht der Anfang der Rede seyn. Ich würde vielmehr also anfangen. „ Ich dancke ihnen, hochedle und
„ hochweise Herren, daß sie einen so armseligen
„ Kanngieser als ich bin, die Ehre erwiesen, und
„ ihn zum Bürgermeister erwählt haben ⸗ ⸗ ⸗

Herm. Breme. Immer kommst du mit dem verzweifelten Kanngieser! Es wäre mir höchst unanständig, wenn ich so auf dem Rathhause reden wollte: da ich mich vielmehr anstellen muß, als ob ich ein gebohrner Bürgermeister wäre. Sollte ich meine Rede so einrichten, so würde ich nur ausgelacht uud verspottet werden. Nein, nein, Heinrich! du würdest nur ein elender Redner seyn! kein redlicher Mensch soll es mir jemals nachsagen, daß ich ehedem ein Kanngieser gewesen bin. Ich habe mich nur ein wenig darauf gelegt, um die Zeit zu vertreiben, und mir eine Bewegung zu machen; denn wenn ich vom Studiren müde gewesen bin, so habe ich zur Lust Teller abgedrehet.

Heinr. Es ist wahr! Ich will es eben so wenig jemand rathen, daß er mir vorwerfe, daß ich bey einem Kanngieser gedient habe.

Herm. Breme. Wie meynest du denn, auf waß für eine Art ich meine Rede einrichten soll?

Heinr. Ein wenig Geduld, sie wollen auch alles gleich wissen. Ich wollte ihnen zugleich, auf eine höfliche Art sagen, daß wo sich jemand darüber aufhalten sollte, daß ich neulich nur noch ein Kanngieser gewesen: so sollte er unglücklich werden. Und sollte ich irgens eine schimpfliche Miene bey jemand wahrnehmen, so wollte ich sagen: Edle und wohlweise Herren, bildet ihr Phantasten euch etwa ein, daß ihr mich nur darum zum Bürgermeister erwählt habt, daß ihr mich zu eurem Narren gebrauchen wolt? Hierbey wollte ich in währender Rede sehr stark auf den Tisch klopfen, daß sie zur Genüge aus meiner Auszugsrede abnehmen sollten, daß mit mir nicht zu scherzen wäre; und daß sie einen Bürgermeister gekriegt hätten, der sein Ansehen zu erhalten weis. Denn läßt er sich im Anfange erstlich nur einmal unter die Füsse bringen, so wird er nachher dem Rathe beständig zum Gespötte dienen müssen.

Herrm. Breme. Du sprichst wie ein Narr! Ich will mich schon darauf bedenken, was ich für eine Rede halten will Komm indessen hinein.

Ende des dritten Aufzuges.

Der vierdte Aufzug.

Erster Auftritt.

Heinrich.

In einem Kleide, das fast bis auf die Schuhe herab hängt. Die Ermel desselben sind mit Schnüren, und die Weste mit weisem Papiere besetzt.

Ich

Ich kans noch nicht begreifen, wie der Rath auf die Gedanken gefallen ist, meinem Herrn die Bürgermeisterwürde zu ertheilen. Ich kan es nicht finden, in welchen Stücken ein Kanngieser, und ein so vornehmer Mann überein kommen: wo es nicht auf diese Art ist, daß ein guter Bürgermeister durch nützliche Gesetze, einer Stadt, wenn sie verfallen ist, eine andere und neue Gestalt geben kan; eben wie ein Kanngieser einen alten Teller, oder ein altes Gefäß in eine neue Form giesen kan, daß man sie wieder für neu ansieht. Aber die ehrlichen Herren haben ohne Zweifel nicht daran gedacht, daß mein Herr der schlechteste Kanngieser in gantz Danzig ist; und daß er also auch der schlechteste Bürgermeister seyn wird, der jemals dieses Amt verwaltet hat: wo sie ihn anders in der Absicht, die ich vorher erwehnt, erwehlet haben. Der einzige Nutzen, der noch bey dieser Wahl ist, besteht darin, daß ich dadurch Amtsdiener werde. Denn dieses Amt ist eine Bedienung, wozu ich allemal grosse Lust hegete. Von Jugend auf ist mir nichts so angenehm gewesen, als wenn ich gesehen habe, daß man Leute ins Gefängniß brachte. Es ist auch ein einträgliches Amt für einen, der sich dessen recht zu bedienen weiß. Ich muß mich nur stellen, als ob ich viel bey dem Bürgermeister vermag; und wenn die Leute nur erstlich diesen Artickel recht gefaßt haben: so gewinne ich jährlich zum wenigsten ein oder zwey hundert Thaler dabey: die ich aber nicht aus Geitz, oder

Begierde reich zu seyn, sondern blos deswegen annehmen will, damit man sehen möge, daß ich mein Amtsdieneramt verstehe. Will jemand mit dem Bürgermeister reden, so sage ich: er ist nicht zu Hause! Sagt man er habe am Fenster gestanden: so antworte ich, das kan wohl seyn, er ist aber doch nicht zu Hause! Die Leute wissen gleich, was ich damit sagen will. Sie stecken mir heimlich einen Thaler in die Hand, so ist mein Herr gleich zu Hause. Ist er kranck, so wird er gleich wieder gesund! hat er Fremde bey sich, so gehen sie gleich weg. Hat er sich zur Ruhe gelegt, so steht er gleich auf. Ich bin bisweilen mit Laquayen, die bey vornehmen Herrn dienen, umgegangen, und weiß wohl, wie es in solchen Häusern zugeht. In alten Zeiten, da die Leute noch so einfältig waren, wie, wie die Pferde, da nannte man dieses Nefas; nun aber heißt man es Extra Trinckgeld, oder auch Accidentien. Aber da kommt unsere Anne eben, sie weiß gewiß noch nichts von dieser Veränderung: denn ihre Minen und ihr Gang sind noch Kannengiesermäßig.

Der andere Auftritt.

Anne. Heinrich.

Anne. Ha ha ha! seht doch! wie das Gespenst aussieht. Ich glaube gar, er hat eine Hadriäne angezogen!

Heinr.

Heinr. Hast du denn niemals eine Liberey oder einen Laquayen gesehen? Das gemeine Volck ist auch wie die unvernünftigen Thiere, sie stehen und gaffen einen an, wie die Kuh das neue Thor: wenn sie nur einen Bekannten heute iu einer andern Kleidung sehen, als gestern.

Anne. Nein, Schertz und Ernst ist zweyerley. Weist du nicht, daß ich diese Woche eben wahrsagen gelernet habe? Es war neulich eine alte Frau hier, die den Leuten in die Hände sah. Ich gab ihr ein klein Almosen, und dafür lehrte sie mich die Kunst, wie man Leuten in die Hände sehen, und ihnen ihr künftiges Schicksal voraus sagen könne. Darf ich dir auch in die Hand sehen, so will ich dir gleich sagen was dir begegnen wird.

Heinr. Ja, ja, Heinrich ist nicht so einfältig, als du vielleicht denckst. Ich mercke schon, was du meynest. Du hast schon Nachricht von der Beförderung erhalten, die mir heute versprochen worden.

Anne. Nein, davon ist mir nichts bekannt.

Heinr. Man sehe doch, wie sie sich verstellen kan! Ja, du hast gewiß etwas davon gehört, und darum eben kanst du gut wahrsagen! Nein, nein, ich bin zu alt, als daß ich mich von dir sollte betrügen lassen.

Anne. Ich kan dich mit einem Eyde versichern, daß ich nicht das geringste von allem dem weiß, was du mir sagst.

Heinr. Hast du nicht mit der Frau Bürgermeisterin vor kurzer Zeit geredet?

Anne. Ich glaube, du schwärmest gar! kenne ich denn die Frau Bürgermeisterin.

Heinr. So hat es dir gewiß das Fräulein erzählt.

Anne. Höre doch einmahl auf, so unsinnig zu reden! Heinrich!

Heinr. Nun! da hast du meine Hand, wahrsage nun so viel du wilst. Ich mercke schon, daß du Nachricht von den Dingen hast, die sich neulich in unserm Hause zugetragen haben, ob du dich gleich so fremd anstellst. Aber es ist gut, daß du so politisch bist. Unser gantzes Hauß muß hinführo allezeit so beschaffen seyn. Nun was siehst du denn in meiner Hand?

Anne. Ich sehe so viel, Heinrich, daß unsers Herrn Brauner, der hinter dem Ofen hengt, heute einen lustigen Tanz auf deinem Rücken halten wird. Ist es nicht unverschämt, so zu schwärmen, und unsers Herrn Kleider so zuzurichten, da so viel im Hause zu verrichten ist.

Heinr. Höre doch, ich kan wahrsagen, ohne daß ich in die Hände sehe. Ich prophezeihe dir, daß du wegen deines losen Mauls, ein Paar oder auch mehr Ohrfeigen kriegen wird, nachdem es sich trifft. Siehe da, die Erfüllung meiner Prophezeihung! Er gibt ihr eine Maulschelle.

Anne. Ach, ach! das sollen dir theure Maulschellen werden!

Heinr.

Heinr. Laß dir dieses eine Erinnerung seyn, daß du auf ein andermal einem Laqueyen eines vornehmen Herrn höflicher begegnest.

Anne. Warte nur! unsere Frau wird gleich kommen; der will ichs klagen?

Heinr. Mir, als dem vornehmsten Bedienten des Bürgermeisters?

Anne. Dein Rücken soll es schon empfinden!

Heinr. Einem künftigen Amtsdiener.

Anne. Ja, ja! ich versichere dich, es sollen dir theure Maulschellen werden.

Heinr. Einer Person, die bey dem Bürgermeister viel ausrichten kan!

Anne. Ich bin doch noch niemals hier im Hause geschlagen worden. Auch von der Frau nicht einmal.

Heinr. Mir? dem die gantze Bürgerschaft künftig die grösten Caressen und Reverenzen machen wird!

Anne. Ich glaube der Kerl ist gantz rasend. Hey Meister! Meister!

Heinr St. st. st. du wirst unglücklich, wo du Meister sagst. Ich mercke nun wohl, daß du nichts, von allem weist, was sich hier zugetragen hat. Daher will ich dir auch dein Versehen, als ein Christ, vergeben. Der Rath hat durch die meisten Stimmen unsern Herrn zum Bürgermeister, und unsere Frau zur Bürgermeisterin erwählet. Er hat unserer Jungfer ihre Jungferschaft abgesprochen, und sie mit

dem Fräuleintittel begnadiget. Nun kanst du leicht begreifen, daß es mir unanständig seyn würde, wenn ich ferner arbeiten wollte. Und darum habe ich auch diese Liberey angezogen.

Anne. Ey, Narr, willst du mich noch vexiren?

Heinr. Es ist alles wahr, was ich sage. Da kommt unser Fräulein, sie wird meine Worte bekräftigen.

Der dritte Auftritt.

Luise. Die Vorigen.

Luise. Ach ich Unglückselige! nun kan ich nichts weiter hoffen!

Heinr. Ey Fräulein, ist es nun Zeit zu weinen, da ihre Aeltern zu einem so grossen Glücke erhoben worden?

Luise. Schweig, Heinrich schweig, Ich begehre ja kein Fräulein zu seyn.

Heinr. Was wollen sie denn seyn? Sie sind ja keine Jungfer mehr, also müssen sie ja ein Fräulein seyn. Dieses ist ja die erste Stuffe, die man betritt, wenn man keine Jungfer mehr seyn will.

Luise. Ich wollte, daß ich eines Bauren Tochter wäre! So könte ich doch hoffen, mich mit dem zu verbinden, dem ich einmal mein Hertz geschenckt habe.

Heinr. Wenn sie sonst keiner andern Ursache wegen weinen, als daß sie gerne heyrathen wollen: so kan dazu bald Rath geschaft werden. Nun können sie ja am allerleichtesten verheyrathet werden, und sich einen Mann aussuchen, welchen sie nur wollen. Denn die halbe Stadt wird auf unser Haus losstürmen, und des Bürgermeisters Schwieger-Sohn werden wollen.

Luise. Ich will aber sonst keinen, als den Ehrlich, zum Manne haben, dem ich auch bereits die Ehe versprochen habe.

Heinr. Ach! was wollten sie doch jetzt einen Mann nehmen, dem ich auch nicht einmal weiche, da ich doch nur ein schlechter Diener bin? Nein, sie müssen künftig mehr auf die Ehre sehen.

Luise. Schweig, grober Mensch, ich will eher sterben, als mich überreden lassen, mein Jawort einem andern zu geben.

Heinr. Geben sie sich nur zu frieden, gnädiges Fräulein: wir, ich meyne, ich, und der Herr Bürgermeister, wollen uns schon bemühen, dem Ehrlich zu einer Bedienung zu verhelfen, und so können sie ihn hernach doch noch heyrathen. (Anne weinet.) Warum weinest du, Anne?

Anne. Ich weine vor Freuden, wegen des grossen Glücks das unserm Hause widerfahren ist.

Heinr. Es ist wahr, du hast freylich Ursache dich zu freuen. Denn wer sollte jemals gedacht haben, daß ein solches Mensch, als du bist, ein Mammeselle werden sollte?

Anne. Wer sollte es wohl vermuthet haben, daß ein solcher unnützer Bengel, als du bist, ein Amtsdiener sollte geworden seyn?

Heinr. Ich habe anjetzo keine Zeit mehr zu reden. Die Frau Bürgermeisterin erwartet Gäste. Ich muß Caffee zurechte machen. Da ist sie schon! ich muß lauffen und den Caffeetisch holen.

Der vierte Auftritt.

Heinrich. Frau Bremin. Eine Magd. zween Laquayen.

(Mit einem grossen Hunde auf dem Arme.)

Fr. Bremin. Höre Heinrich, ist schon Syrup in dem Caffee?

Heinr. Nein, Frau Meisterin!

Fr. Bremin. Kein Meister oder Meisterin mehr, Heinrich! das sage ich dir einmal für allemal. Gehe hin und hole Syrup, und giesse in den Topf. (Heinrich geht weg.) Von dieser Unruhe wuste ich sonst nichts! doch ich glaube, es wird mir nicht mehr so beschwerlich fallen, wenn ich es nur erstlich gewohnt bin.

Heinr. Hier ist der Syrup.

Fr. Bremin. Giesse ihn in den Topf. Zum Hencker! da klopft jemand. Nun werden die Rathsherrn Frauen wohl schon kommen.

Heinr. An der Thüre. Mit wem wollt ihr reden?

Eine Magd. Sage deinem Meister, daß er ärger lügen kan, als zehen Kanngieser. Ich habe schon mehr als ein paar Schuhe zerrissen, indem ich hieher gelaufen bin, und nach der Arbeit gefragt habe, die wir hier bestellt haben.

Heinr. Ich frage, mit wem wollt ihr reden?

Die Magd. Mit Meister Herrmann Bremen.

Heinr. Ihr irret euch, hier wohnt der Bürgermeister von Bremenfeld.

Die Magd. Es ist unerhört! man kan seine Sache nicht wieder kriegen, und muß sich noch dazu von einem nichtswürdigen Kanngieser aufziehen lassen.

Heinr. Wo ihr eine Klage wider die Kanngieser habt, so müst ihr aufs Rathhaus kommen: da werdet ihr schon Recht kriegen, wo ich anders den Bürgermeister von Bremenfeld kenne.

Zween Laquayen. Unsere hochedle Frauen lassen fragen, ob es der Frau Bürgermeisterin gefällig wäre, so wollten sie gerne die Ehre haben, Ihr aufzuwarten.

Heinr. zur Magd. Hört ihr nun, daß hier kein Kanngieser wohnt?

Zu den Laquayen. Ich will sehen, ob die Frau Bürgermeisterin zu Hause ist.

Zur Frau Bremin. Hier sind zwo Raths-herrn-Frauen, die ihnen aufwarten wollen.

Fr. Bremin. Laß sie herein kommen.

Der fünfte Auftritt.

Frau Rehfußin. Frau Sandin. Frau Bremin. Heinrich.

(Sie küssen ihr beyde den Rock.)

Fr. Rehfußin. Wir sind hergekommen, ihnen unser unterthänigen Glückwunsch abzulegen, und die grosse Freude zu bezeugen, die wir über Dero Erhöhung empfunden haben; und uns Dero Gewogenheit bestens zu empfehlen.

Fr. Bremin. Tres humble Servitor. Wünsche ferner! ich weiß nicht, ob sie Lust haben, eine Tasse Caffee zu trincken?

Fr. Rehfußin. Wir dancken gehorsamst, gestrenge Frau Bürgermeisterin. Wir sind diesesmal nur herkommen, unsern Glückwunsch abzulegen.

Fr. Bremin. Tres humble Servitor. Ich weiß, sie trincken gerne Caffee. Sie wollen vielleicht nur gebeten seyn. Seyn sie so gütig, und lassen sie sich nieder. Der Caffee ist gantz fertig. Heinrich!

Heinr. Gnädige Frau?

Frau

Fr. Bremin. Hast du den Syrup in den Caffee gegossen?

Heinr. Ja.

Fr. Bremin. Seyn sie so gütig, meine lieben Madamen, und nehmen vorlieb.

Fr. Sandin. Seyn sie von der Güte, gnädige Frau Bürgermeisterin, und halten uns entschuldiget. Wir trincken niemals Caffee.

Fr. Bremin. Ey! was ist das für eine Rede? Ich weiß es ja besser! Setzen sie sich doch!

Fr. Rehfußin. zur Frau Sandin. Ach Herr Gott! ich werde schon kranck, wenn ich nur an den Syrup gedencke!

Fr. Bremin. Heinrich, komm her, und giesse die Tassen voll.

Fr. Sandin. Es ist schon genung, mein Freund. Ich kan kaum eine halbe Tasse trincken.

Heinr. Der Herr Bürgermeister läßt die Frau Bürgermeisterin ersuchen, auf einen Augenblick zu ihm zu kommen.

Fr. Bremin Nehmen sie es mir nicht übel. Ich muß auf einen Augenblick von ihnen gehen. Sie sollen gleich die Ehre haben, mich wieder zu sehen.

Der sechste Auftritt.

Die Rathsherrn-Frauen.

Fr. Sandin. Ha! ha! ha! Wer wird

unter

unter uns am meisten aufgezogen? Sie, die wir in unserm Hertzen auslachen; oder wir, die wir Caffee mit Syrup trincken müssen?

Fr. Rehfußin. Ach! ich bitte sie, sagen sie mir nichts mehr von dem Syrup. Ich werde gantz kranck, wenn ich nur daran gedencke.

Fr. Sandin. Sahen sie nicht, was sie für ein Gesichte machte, da wir ihr den Rock küßten? Ha! ha! ha! das très humble Servitor, vergesse ich nicht, so lange ich lebe! Ha! ha! ha!

Fr. Rehfußin. Lachen sie nicht zu laut, sie möchten es hören!

Fr. Sandin. Ach Himmel! Das ist eben die Kunst, das lachen zu verbergen. War es nicht ein allerliebster Hund, den sie auf dem Arme trug? Der schönste Kettenhund, den man sich vorstellen kan! Ich glaube, er wird noch dazu Joli heissen. Ach Himmel! es ist doch wahr, was man sagt: daß niemand hochmüthiger ist, als der aus dem Staube zu einer grossen Würde erhoben wird. Und daher ist nichts gefährlicher, als solche geschwinde Veränderungen. Wer aus einem vornehmen Hause entsprossen ist, und eine adliche Erziehung genossen hat, der wird sich selten verändern: sondern er wird bisweilen immer demüthiger, je höher er steigt. Aber in solchen Leuten die so schleunig hervor schiessen, wie die Pilzen, hat die Hofart ihren rechten Wohnplatz aufgeschlagen.

Fr. Rehfußin. Ich kan die Ursache noch nicht recht einsehen. Ich sollte vielmehr dencken,

solche

solche Leute würden demüthig seyn, wenn sie an ihren vorigen Stand zurück dächten.

Fr. Sandin. Ich glaube, es kömmt davon her. Die von vornehmen Leuten herstammen, haben niemals den Argwohn, als ob man sie verachten wollte; und also machen sie sich nicht eben viel daraus, wie man ihnen begegnet. Geringe Leute aber haben einen jeden im Verdachte. Ein jedes Wort, eine jede Mine, scheint ihnen dahin zu ziehlen, daß man ihnen ihren vorigen Zustand vorrücken wollte. Daher suchen sie ihre Macht und Gewalt durch Grausamkeit zu unterstützen. Glauben sie mir nur, es ist nichts geringes, von einem vornehmen Hause entsprossen zu seyn. Aber da kömmt der Kerl her. Es wird am besten seyn, daß wir unsere Rede abbrechen.

Der siebende Auftritt.

Die Vorigen. Heinrich.

Heinr. Lassen sie sich die Zeit nicht lang werden. Ihre Gnaden werden gleich wieder hier seyn. Der Herr Bürgermeister hat ihr für ihren Hund ein neues Halsband geschenckt, da es aber etwas zu weit war: so ist der Schneider gerufen worden, um das Maas von dem Halse des Hundes zu nehmen, und das Band darnach zurechte zu machen. So bald dieses vorbey ist, wird sie wieder kommen. Wenn sie es mir nicht wollten übel nehmen, so wollte ich

sie wohl um etwas ersuchen: nemlich, mich mit einer kleinen Discretion zu bedencken. Ich habe hier im Hause allezeit sehr viel zu thun, und muß wie ein Pferd arbeiten.

Fr. Sandin. Ach! gantz gerne, mein Freund, da habt ihr einen Gulden.

Heinr. Ich dancke gehorsamst. Ich wollte wünschen, daß ich ihnen wieder dienen könte. Trincken sie doch, weil meine gnädige Frau noch nicht hier ist. Sie wird gewiß darüber nicht böse, und wo sie ja böse werden sollte; so will ich es schon wieder bey ihr gut machen.

Fr. Sandin. Mein Freund, ihr könnt uns keinen grössern Dienst thun, als wenn ihr uns nicht nöthiget.

Heinr. Wie ich sage, hochedle Frau, die Frau Bürgermeisterin wird es nicht übel nehmen. Ey, trincken sie doch! Vielleicht ist es nicht süß genug, wir wollen bald mehr Syrup kriegen. Aber da kömmt die Frau Bürgermeisterin schon.

Der achte Auftritt.

Die Vorigen. Frau Bremin.

Fr. Bremin. Ich bitte um Vergebung, daß ich so lange weggegangen bin. Sie haben ja unterdessen noch gar nicht getruncken. Wir müssen gewiß diese Kanne austrincken, und wenn wir Caffee getruncken haben, so sollen sie auch ein Gläsgen Bier trincken. Es ist, ohne

es zu rühmen, so gut, als sonst irgendswo in der gantzen Stadt.

Fr. Sandin. Ach! mir wird plötzlich übel: nehmen sie es nicht ungnädig, das ich nicht länger verziehen kan. Meine Schwester wird hier bleiben, und dieses Anerbieten mit Danck annehmen.

Fr. Rehfußin. Ich würde unverantwortlich handeln, wenn ich meine Schwester verlassen wollte. Wir empfehlen uns Dero fernern Gewogenheit.

Fr. Bremin. Sie sollen erstlich ein Glas Brandewein haben, sie werden sich alsdann gleich besser befinden. Der Brandewein ist gut für Blähungen. Heinrich, hohle geschwind ein Glas aus dem Lachse, die hochedle Frau befindet sich nicht wohl.

Fr. Sandin. Ach nein, ich muß eilen! Nehmen sie es nicht ungütig, Frau Bürgermeisterin.

Der neunte Auftritt.

Eine andere Rathsherrn-Frau Fr. Bremin. Heinrich.

Die Rathsherrnfrau. Unterthänigste Dienerin, meine gnädige Frau. Ich komme her, meine Schuldigkeit zu beobachten, und meinen Glückwunsch abzulegen.

Fr. Bremin. Giebt ihr die Hand zu küssen. Es soll mir ein Vergnügen seyn, wenn ich, oder der Herr Bürgermeister, ihnen werden dienen kön-

können. Wollen sie sich nicht niedersetzen? seyn sie so gütig, machen sie keine Complimenten? bilden sie sich nur ein, als ob sie bey ihres gleichen wären.

Die Rathsherrnfrau. Ich dancke gehorsamst, gnädige Frau. Sie setzt sich nieder.

Fr. Bremin. Es waren den Augenblick einige von dero Mitcolleginnen, und trancken Caffee mit mir. Ich glaube, es werden noch einige Tassen übrig seyn, wo ihnen beliebt. Das beste ist unten auf dem Grunde. Ich kan unmöglich mehr trincken, denn ich habe schon so viel zu mir genommen, daß mein Magen so steif ist, wie eine Trommel.

Die Rathsherrnfrau. Ich dancke unterthänigst. Ich habe vor kurzer Zeit erst Caffee getruncken.

Fr. Bremin. Nach Belieben. Wir vornehmen Leute nöthigen niemanden. Aber hören sie doch, meine wertheste Madam: wissen sie mir Französin zu meinem Fräulein zu recommendiren. Ich wollte gerne, daß sie französisch lernen sollte.

Die Rathsherrnfrau. Ja, gnädige Frau, mir ist eine bekannt, die sehr artig ist.

Fr. Bremin. Das ist mir lieb. Aber das muß ich ihr zum voraus sagen, daß sie mich nicht Madam nenne, wie die französischen Leute insgemein zu thun pflegen. Nicht etwa darum, als ob ich hochmüthig wäre; sondern ich habe noch sonst mein Bedencken dabey.

Die Rathsherrnfrau. Nein, bey Leibe!

daß

das muß sie auch nicht thun. Aber kan ich nicht auch die Gnade haben, dero Fräulein die Hände zu küssen.

Heinr. Hertzlich gerne. Heinrich, rufe das Fräulein, und sage ihr, daß eine Rathsherrn-Frau hier wäre, und ihr die Hände küssen wollte.

Heinr. Ich glaube nicht, daß sie wird kommen können: denn sie ist sehr beschäftiget, und versohlet ihre Strümpfe.

Fr. Bremin. Herr Gott! wie der ungezogene Mensch so unbedachtsam spricht. Ha! ha! ha! Er will sagen, sie bordiret.

Der zehnte Auftritt.

Frau Hufeisin. Die Vorigen.

Hufeisin. eines Grobschmidsfrau, welches eine verkleidete Mannsperson ist, kommt hinein. Ach liebe Frau Nachbarin! ist es gewiß, daß dein Mann Bürgermeister geworden ist? Es ist mir so angenehm, als wenn mir einer einen Thaler geschencket hätte. Laß mich nun einmal sehen, daß du nicht hochmüthig geworden bist, sondern daß du noch deine alte Schwester kennest.

Fr. Bremin. antwortet ihr kein Wort.

Hufeisin. Wenn wurde denn dein Mann Bürgermeister, Schwesterchen?

Fr. Bremin. schweig stille.

Hufeisin. Du sitzt in Gedancken, Schwester; ich frage, wenn wurde dein Mann Bürgermeister?

Die Rathsherrnfrau. Ihr müst euch etwas höflicher gegen die Frau Bürgermeisterin erweisen, meine liebe Frau,

Hufeisin. Nein, keinesweges. Ich mache mit meiner Nachbarin keine Complimenten: denn wir sind jederzeit ein Hertz und eine Seele gewesen. Aber wie soll ich das verstehen, Schwester! mich dünckt, du bist etwas hochmüthig geworden?

Fr. Bremin. Meine liebe Frau, ich kenne euch gar nicht.

Hufeisin. Nun, so kennet mich der Himmel! Wann du Geld nöthig gehabt haß, so hast du mich sehr wohl gekannt. Du kanst nicht wissen, ob mein Mann, ehe er stirbt, nicht noch eben so vornehm werden kan, als dein Mann anjetzo ist.

Fr. Bremin. wird ohnmächtig, kriegt eine Puderschachtel mit Schnuptabac aus der Tasche, und riecht daran.

Heinr. Heraus mit dir, du grobes Weib; meynest du, daß du in der Schmidte bist, und so frey sprechen darfst. Er kriegt sie bey der Hand, und führet sie heraus.

Fr. Bremin. Ach Madam! was ist das für ein Creutz, mit solchen gemeinen Leuten umzugehen? Heinrich, du sollst unglücklich werden, wo du mir künftig noch eine Bürgerfrau herein kommen lässest.

Heinr. Sie war gantz besoffen. Der starcke Geruch aus dem Lachse gab es genug zu erkeñen.

Die Rathsherrnfrau. Diese Begebenheit

geht

geht mir sehr nahe. Ich befürchte, sie werden sich geärgert haben. Vornehme Leute können nicht viel vertragen. Je mehr die Würde zunimmt, desto zärtlicher und kräncklicher wird der Leib.

Fr. Bremin. Ja gewiß! Ich kan sie mit einem Eyde versichern, daß ich lange nicht mehr so gesund und frisch bin, als ich in meinem vorigen Stande gewesen bin.

Die Rathsherrnfrau. Ich glaube es gantz wohl, gnädige Frau. Sie werden künftig alle Tage Artzney brauchen müssen, wie alle Bürgermeisterinnen vor ihnen gethan haben.

Heinr. für sich. Mich dünckt auch, daß ich nicht mehr so gesund bin, seitdem ich Amtsdiener geworden bin, als vorher. Ich habe Stiche in der lincken Seite bekommen, recht hier. Man darf nicht darüber lachen, ich schertze gewiß nicht. Es ist mir würcklich bange, daß ich ein Podagra am Halse habe, ehe ich ein Wort davon weiß.

Die Rathsherrnfrau. Die Frau Bürgermeisterin werden auch einen jährlichen Doctor, zum besten dero gantzen Hauses annehmen müssen. Lassen sie sich von ihm einige Tropfen geben, und selbige allezeit in einem Glase stehen; sie mögen sie nun nöthig haben, oder nicht.

Fr. Bremin. Ich will gewiß ihrem Rathe folgen. Heinrich, du sollst hernach gleich hingehen zum Doctor Hermelin, und ihn ersuchen, wenn er Zeit hätte, mir seine Aufwartung zu machen.

Die Rathsherrnfrau. Die Zeit befiehlt mir

Abschied zu nehmen, gnädige Frau. Ich empfehle mich dero Gewogenheit aufs demüthigste.

Fr. Bremin. Sie sind mir schon empfohlen, meine wertheste Frau Rathsherrin. Sie können sich nur bey mir, oder auch bey Meister Herm. = = = ich wollte sagen, bey dem Bürgermeister von Bremenfeld melden: wir wollen nicht ermangeln, ihnen und ihrem Liebsten in allen Dingen zu dienen.

Die Rathsherrnfrau. küßt ihr die Hand und sagt: Unterthänigste Dienerin.

Fr. Bremin. Heinrich, komm hinein. Mein Mann will hier Audienz geben.

Ende des vierten Aufzuges.

Der fünfte Aufzug.

Erster Auftritt.

Heinrich. Zween Advocaten.

Heinr. Nun giebt es was zu verdienen! nun ist es Audienzzeit. Nun wird man sehen, ob einer, der zwanzig Jahre in Diensten gewesen ist, sich besser darin zu schicken weiß, als ich. Da klopfen sie schon an. Mit wem wollen sie reden, meine Herren.

Ein Advocat. Wir wolten gerne die Ehre haben, mit dem Herrn Bürgermeister zu reden.

Heinr. Er ist noch nicht aufgestanden.

Der

Der Advocat. Noch nicht aufgestanden? Es ist ja vier Uhr nach Mittage.

Heinr. Ja, er ist zwar aufgestanden, aber er ist ausgegangen.

Der Advocat. Uns begegnete ein Mann in der Thüre, der eben mit ihm geredet hatte.

Heinr. Er ist zwar zu Hause, aber er ist krank. (Heimlich. Diese Kerls sind so einfältig, und können mich gar nicht verstehen.)

Der Advocat. kehrt sich um zu dem andern. Ich mercke wohl, Herr Bruder, der Kerl will Geld haben: wir müssen ihm einen Gulden in die Hand drucken, so kömmt sein Herr gleich. Hört, mein Freund, da habt ihr ein paar Gulden, verzehrt sie auf unsere Gesundheit.

Heinr. Nein, meine Herren, ich nehme niemals Geschencke an.

Der Advocat. Was sollen wir dann thun, Monsieur? wir müssen lieber auf ein andermal wieder kommen.

Heinr. winckt ihnen. Meine Herren, sie gehen gar zu geschwinde weg. Weil sie es sind, so will ich das Geld annehmen: damit sie nicht gedencken mögen, ich sey hochmüthig, und daß die Ehre unsers Hauses erhalten werden möge.

Der Advocat. Seht, mein Freund, da habt ihr ein paar Gulden. Verschmäht sie nicht. Seyd nun auch so gut, und verschaft uns Audienz.

Heinr. Unterthänigster Knecht. In Ansehung ihrer, will ich alles thun, was ich kan. Der Herr Bürgermeister ist zwar gantz gesund; aber

aber doch nicht so frisch, daß er mit einem jeden reden kan. Aber weil sie es sind, so ist es eine gantz andere Sache: wollen sie nur einige Augenblicke verziehen, so will ich sie gleich anmelden. Aber da klopft jemand: Mit wem wollen sie reden, mein Herr?

Der andere Auftritt.

Die Vorigen. Der Fremde.

Der Fremde. greift in die Tasche. Ich wonte gerne die Ehre haben, mit dem Bürgermeister zu reden.

Heinr. sachte. Der Mann weiß zu leben! er greift gleich in die Tasche. Laut. Ja, mein Herr ist zu Hause, sie sollen ihn gleich sprechen. Heinrich streckt die Hand aus, der andere aber zieht an statt des Geldes, seine Uhr hervor, und sagt:

Der Fremde. Ich sehe, es ist schon 4. Uhr.

Heinr. Mit wem wollen sie reden, Monsieur?

Der Fremde. Mit dem Hn. Bürgermeister.

Heinr. Er ist nicht zu Hause, mein Herr.

Der Fremde. Ihr saget ja vor einem Augenblicke, daß er zu Hause wäre.

Heinr. Das kan wohl seyn, aber ich habe mich geirrt. (Der Fremde geht weg.)

Heinr. Man sehe doch den Geitzhals an. Ja, ja! Der Bürgermeister soll gleich aufspringen. Nun will ich sie melden.

Der Advocat. Siehe doch den Kerl an, wie er sich schon so gut in seine neue Bedienung

schicken

schicken kan. Halte dich nur gut, Herr Bruder, wir wollen den Anfang machen, den guten Kanngieser wacker zu plagen. Unsere Freun e sollen den Beschluß machen. Aber da kömmt er schon.

Der dritte Auftritt.

Herm. Breme. Zweene Advocaten. Heinrich.

Der eine Advocat. Wir wünschen aus dem innersten Grunde unsers Hertzens, ihnen, hochwohlgebohrner Herr Bürgermeister, zu der in unserer Stadt erlangten hohen Würde, tausend Segen: und leben der sichersten Hoffnung, daß sie an der Leutseligkeit, Klugheit und Wachsamkeit, keinem ihrer Vorfahren etwas nachgeben werden; indem sich eure gestrenge Herrlichkeit den Weg zu diesem wichtigen Amte, nicht durch Reichthum, Herkommen und Freunde, sondern allein durch dero Gelehrsamkeit und Erfahrung in Staatssachen gebahnt haben.

Herm. Breme. Tres humble Servitor.

Der andere Advocat. Besonders aber freuen wir uns, daß wir einen solchen Mann zum Oberhaupte erhalten haben, der nicht nur mit einem fast göttlichen Verstande begabt ist.

Herm. Breme. Dafür dancke ich GOtt!

Der andere Advocat. Sondern der sich auch längstens dadurch einen grossen Namen erworben hat, daß er allen und jeden so leutselig begeg-

begegnet, und es für sein gröstes Vergnügen hält, wenn er die Klagen der Bedrängten anhören, und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen kan. Gewiß ich kan mit Wahrheit sagen, daß ich vor Freuden fast ausser mir war, da ich zuerst die frohe Zeitung hörete, daß die Wahl den Herrn Bürgermeister Breme getroffen hätte.

Heinr. Ey! von Bremenfeld meine Herren!

Der andere Advocat. Ich bitte unterthänigst um Vergebung. Ich wollte sagen, Herr Bürgermeister von Bremenfeld. Wir sind aber hergekommen, zuförderst zwar unsern gehorsamsten Glückwunsch abzulegen; hiernächst aber eurer gestrengen Herrlichkeit eine Streitsache vorzutragen, welche unter unsern Principalen entstanden ist. Sie haben sich zwar an beyden Theilen entschlossen, solche durch die ordentlichen Landesgesetze entscheiden zu lassen. Wir aber haben die Sache nochmals reiflich erwogen, uud sind gesonnen, um den Zeitverlust und die Unkosten zu vermeiden, die mit dem Processe verbunden sind, die Streitsache, dem Urtheile eurer gestrengen Herrlichkeit zu unterwerfen. Hierbey soll es sein Bewenden haben.

Bremenfeld. setzt sich nieder und läst die andern stehen.

Der erste Advocat. Unsere beyden Principale sind Nachbarn, aber ein kleiner Strom scheidet ihre Güter von einander. Es hat sich aber vor drey Jahren zugetragen, daß dieser Strom einen grossen Theil von dem Grund und

Bo=

Boden meines Principals los gemacht, und an den Acker meines Gegners getrieben hat. Ist er nun befugt, dieses zu behalten? Heißt es nicht, nemo alterius damno debet locupletari? Meines Gegners Principal will sich ja, durch den Schaden meines Principals, bereichern. Streitet dieses nicht noch überdem contra æquitatem naturalem? Verhält sich dieses nicht also, Herr Bürgermeister?

Bremenfeld. Allerdings. Es ist ja höchst unbillig, dieses zu begehren. Sie haben Recht, Monsieur.

Der andere Advocat. Aber Justinianus sagt ausdrücklich: Libero secundo Institutionum, titulo primo de Alluvione - - -

Bremenfeld. Was zum Hencker! geht mich das an, was Justinianus, oder Alexander Magnus gesagt haben? als Danzig gebauet worden. Wie können die in denen Dingen ein Urtheil fällen, die sich nicht zu ihren Zeiten zugetragen haben?

Der andere Advocat. Ich will nimmer hoffen, daß eure Hochwohlgebohrnen dasjenige Gesetz verwerfen werden, dem sich gantz Deutschland, Italien und Frankreich unterworfen hat.

Bremenfeld. So? Nein, das war auch meine Meynung nicht! Sie verstunden mich nur nicht recht. Ich wollte nur sagen: Im Culmischen Rechte stünde es anders. Doch das : : : Er hustet. Seyn sie so gütig, und fahren in ihrer Rede fort.

De andere Advocat. Justinianus Worte lauten also: Quod per alluuionem agro tuo flumen adiecit, jure gentium tibi adquiritur.

Bremenfeld. Herr Advocat, sie reden ungemein geschwinde: sagen sie mir dieses nochmahls etwas deutlicher. Der Advocat wiederholet die Worte gantz langsam.

Bremenfeld. Ey Monsieur, sie haben eine sehr schlechte Ausrede in der lateinischen Sprache. Reden sie lieber ihre Muttersprache, da kommen sie besser mit fort. Ich sage dieses nicht darum, als wenn ich das Latein nicht leiden könte. Denn ich sitze bisweilen gantze Stunden, und spreche Latein mit meinem Diener. Ists nicht wahr, Heinrich?

Heinr. Es ist was gantz ausserordentliches, wann man meinen Herrn Latein reden höret. Ich kan schweren, daß mir allemal die Thränen in den Augen stehen, wann ich daran gedencke. Es ist eben so, als wenn man Erbsen in einem Topfe kochen höret: so geschwinde laufen ihm die Worte von dem Munde. Ich kan es nicht begreifen, wie ein Mensch so fertig reden kan. Aber was thut die tägliche und lange Uebung nicht?

Der andere Advocat. Justinianus Worte lauten also: hochwohlgebohrner Herr Bürgermeister. Was durch einen Fluß von eines andern Acker abgerissen, und an deinen Grund und Boden getrieben wird, das gehöret nach dem Völckerrechte dir zu.

Bremenfeld. Ja, Justinianus hat in so

weit

weit gantz recht; Denn er war ein sehr grosser Mann. Ich habe viel zu viel Hochachtung gegen ihn, als daß ich seinen Urtheilungsspruch umstossen sollte.

Der erste Advocat. Aber Herr Bürgermeister, mein Gegner liest und führt das Gesetz an, wie der Teufel die Bibel. Er übergeht mit Fleiß, abes, was gleich darauf folgt: per allnuionem autem videtur id adjici, quod ita paulatim adjicitur, ut intelligi non possit, quantum quoque temporis momento adjiciatur.

Bremenfeld. Meßieurs, um Vergebung. Es haben sich ein paar Residenten bey mir melden lassen. Heinrich siehe zu, daß du, als Amtsdiener, die Sache draussen auf dem Vorsaale beylegst.

Der erste Advocat. Ach Herr Bürgermeister, sagen sie uns doch nur mit einem einzigen Worte ihre Meynung.

Bremenfeld. Sie haben beyde recht, meine Herren: ein jeder auf seine Art.

Der andere Advocat. Wie können wir beyde recht haben? Ich glaube, wenn das Recht auf meiner Seite ist, so muß mein Gegner nothwendig unrecht haben? Justinianus Gesetz ist ja ausdrücklich für mich.

Bremenfeld. Nehmen sie es mir nicht übel; ich höre schon die Kutschen kommen, und muß ihnen entgegen gehen.

Der erste Advocat. hält ihn. Ich habe ja klär-

klärlich dargethan, daß Justinians Worte meine Sache behaupten.

Bremenfeld. Ja, es ist wahr. Justinianus kan an beyden Theilen von ihnen angezogen werden. Daher müssen sie sich vergleichen. Sie kennen den Justinians so wenig als ich, und wenn er den Mantel auf beyden Schultern trägt; so ist es eben so viel, als wenn er sagen wollte. Geht hin, ihr Narren und vergleicht euch.

Der andere Advocat. Herr Bürgermeister, um die Meynung des Gesetzgebers recht einzusehen, muß man einen Artickel mit dem andern vergleichen. Steht denn nicht in dem nächstfolgenden Paragropho? Quod si vis fluminis de tuo prædio - - -

Bremenfeld. Ey so lassen sie mich doch gehen! Sie hören ja wohl, daß die Kutschen schon kommen.

Der erste Advocat. Ey! Herr Bürgermeister, noch einen Augenblick. Hören sie doch, was Hugo Grotius sagt: Libro de Jure belli & pacis &c.

Bremenfeld. Ey was geht mich das an, und was bekümmere ich mich um den Hugo Grotius. Was habe ich mit ihm zu thun: Der Kerl war gar ein Armenianer, und was gehen uns die Gesetze an, die die Leute in Armenien machen? Heinrich jage sie hinaus. Sie gehen weg.

Heinrich streitet mit einigen Personen auffen auf dem Vorsaale. Indem er wieder kommt, folgt ihm ein Weib nach, welches eine verkleidete Mannsperson seyn muß. Diese faßt den Bremenfeld an der Brust, und ruft:

Ach!

Ach! ist das eine rechtschaffene Obrigkeit, die solche verzweifelte Gesetze giebt, daß es einem Manne erlaubt seyn soll, zwey Weiber zu nehmen? Meynet ihr nicht, daß ihr euch dadurch die Rache des Himmels zuziehen werdet?

Bremenfeld. Seyd ihr tasend, wer hat jemals darauf gedacht?

Das Weib. He! he! he! Bist du ein rechtschaffener Bürgermeister? ich will nicht eher weggehen, ehe ich mich an deinem Blute gesättiget habe.

Bremenfeld. Gewalt, Gewalt! Heinrich, Peter! Ach! ach! Peter kömmt hinein; und jagt das Weib hinaus. Heinrich, der sich in einem Winckel versteckt, kömmt endlich auch, und hilft.

Der vierte Auftritt.

Bremenfeld. Heinrich.

Bremenfeld. Heinrich, du sollst unglücklich werden, wo du inskünftige Advocaten oder Weibspersonen zu mir hereinkommen lässest Es hätte nicht viel gefehlet, so wäre ich von ihnen heute ermordet worden. Wenn sonst andere Leute kommen und mit mir sprechen wollen, so mußt du ihnen sagen, daß sie sich ja in Acht nehmen und kein Latein reden möchten; weil ich wegen einer gewissen Ursache es verschworen hätte anzuhören.

Heinr. Ich habe es auch geschworen, und zwar wegen eben derselben Ursache.

Bremenfeld. Du kanst sagen, daß ich blos griechisch redete.

Es wird angeklopft. Heinrich geht zur Thüre, und kömmt mit einer grossen Menge Schriften zurück.

Heinr. Hier sind Acten von dem Syndicus, der Hr. Bürgermeister möchte sie durchsehen, u. sein Bedenken darüber ertheilen. Bremenfeld setzt sich bey dem Tische nieder, rühret lange unter dem Papiere; und sagt: Es ist doch nicht so leicht ein Bürgermeist er zu seyn, als ich gedacht habe. Ich habe hier eine Sache zum Nachsehen erhalten, die der Hencker selbst nicht verstehen kan. Er fängt an zu schreiben; steht auf, und trocknet sich den Schweiß ab. Er setzt sich wieder nieder, und streicht dasjenige aus, was er vorher geschrieben hatte. Heinrich!

Heinr. Herr Bürgermeister!

Bremenfeld. Was lärmest du da? kanst du nicht stille stehen.

Heinr. Ich rühre mich gar nicht, Herr Bürgermeister.

Bremenfeld. Er steht auf, trocknet den Schweiß ab, wie vorher, wirft die Paruque an die Erde, daß er desto besser mit dem blossen Kopfe meditiren kan. Er spaziert über die Paruque hin, und schmeißt sie mit dem Fuße an die Seite. Er setzt sich hin, und schreibt wieder: Er ruft: Heinrich!

Heinr. Herr Bürgermeister!

Bremenfeld. Du sollst gehangen werden, wo du nicht stille stehst. Das ist schon das andere mahl, daß du mich in meinen Concepten gestöhrt hast.

Heinr. Ich habe gewiß nichts anders gethan, als daß ich an meinen Beinen mahlte, wie viel mein Liebereyrock mir zu lang ist.

Bremenfeld. steht wieder auf, und schlägt mit der Faust auf die Stirn, um gute Einfälle zu kriegen. Heinrich!

Heinr.

Heinr. Herr Bürgermeister!

Bremenfeld. Geh hinaus, und sage den Weibern, die auf der Gasse die Fische ausrufen, daß sie in dieser Gasse, wo ich wohne, nicht schreyen sollen. Denn sie stöhren mich in meinen politischen Verrichtungen.

Heinr. ruft diese Wörter dreymal aus der Thür: Hört ihr Fischercaronien, ihr Pöbelvolck, ihr unverschämten Weiber! schämt ihr euch denn nicht, so entsetzlich in des Bürgermeisters Gasse zu schreyen, und ihn in seinen Verrichtungen zu stöhren.

Bremenfeld. Heinrich!

Heinr. Herr Bürgermeister!

Bremenfeld. Höre auf zu schreyen.

Heinr. Es hilft ohne dem nichts, daß ich mehr schreye, die Stadt ist voll von solchen Leuten. So bald eine vorbey gegangen ist, kömt die andere wieder. Denn gleich wie . . .

Bremenfeld. Nichts mehr, sey stille und halt das Maul. Er setzt sich nieder, und streicht wieder aus, was er vorher geschrieben. Er schreibt aufs neue steht auf, und stampft aus Verdruß auf die Erde, und ruft: Heinrich!

Heinr. Herr Bürgermeister.

Bremenfeld. Ich wollte, daß sonst jemand Bürgermeister wäre! Willst du wohl Bürgermeister seyn an meiner Stelle? Ich will dein Amtsdiener seyn.

Heinr. Ich wäre ein Thor, wenn ichs thäte; und derjenige ist nichts besser, der es zu seyn begehret.

Bremenfeld. Da er sich niedersetzen will, um zu

schrei-

schreiben, verfehlt er des Stuhls in Gedancken, und fällt auf die Erde, und ruft: Heinrich!

Heinr. Herr Bürgermeister!

Bremenfeld. Ich liege an der Erde.

Heinrich. Das sehe ich wohl!

Bremenfeld. Komm her, und hilf mir wieder auf!

Heinr. Sie haben mir ja gesagt, daß ich mich nicht von der Stelle rühren soll.

Bremenfeld. Das ist ein verzweifelter Kerl! Er steht selbst wieder auf. Klopft nicht jemand?

Heinr. Ja! Mit wem wollt ihr sprechen?

Ein Bürger. Ich bin der Hutmacher Aeltermann, und habe bey dem Bürgermeister eine Klage anzubringen.

Heinr. Hier ist der Hutmacher Aeltermann, und will sich über verschiedene Dinge bey dem Herrn Bürgermeister beschweren.

Bremenfeld. Ey ich kan nicht mehr, als eine Sache zu einer Zeit bedencken: frage ihn, worin die Sache besteht!

Der Bürger. Das ist viel zu weitläuftig zu erzählen. Ich muß mit dem Bürgermeister selbst reden. Ich brauche nur eine Stunde. Meine Klage besteht nur in 20. Puncten.

Heinr. Er sagt, er müsse selbst mit dem Herrn Bürgermeister reden; denn seine Puncten bestünden nur in 20. Klagen.

Bremenfeld. Ach! der Himmel tröste mich armen Mann! ich bin schon gantz verwirrt im Kopfe. Laß ihn herein kommen.

Der

Der fünffte Auftritt.

Der Hutmacher und die Vorigen.

Der Bürger. Ach Herr Bürgermeister, ich armer Mann habe sehr viel Unrecht erlitten, welches sie gleich einsehen werden, wenn sie mir nur Erlaubniß geben, es Ihnen vorzutragen.

Bremenfeld. Ihr müst es schriftlich aufsetzen.

Der Bürger. Es ist bereits geschehen. Hier ist es auf vier Bogen.

Bremenfeld. Heinrich, es wird wieder angeklopfet.

Heinr. Mit wem wollt ihr reden?

Ein andrer Bürger. Ich habe eine Klage gegen den Hutmacher, die ich dem Herrn Bürgermeister gerne vortragen wollte.

Bremenfeld. Wer war da?

Heinr. Der Widerpart dieses Mannes.

Bremenfeld. Laß dir seine Schrifft geben. Bleibt nur beyde so lange draussen, ihr guten Männer. Heinrich! Hutmacher geht ab.

Bremenfeld. Kanst du mir nicht ein wenig zurecht helfen? Ich weiß nicht, wo ich zuerst anfangen soll. Lies mir der Hutmacher Klage vor. Heinrich lieset, wie folgt:

Hochwohlgeborner und gestrenger, vester und hochweiser Hr. Bürgermeister. Vor allen andern Handwerckern, welche in dieser herrlichen Stadt unter der löblichen Bürgerschaft blühen, stelle ich Endes Unterschriebener als der vornehmste, und

als ein unwürdiger Aeltermann des ansehnlichen Hutmacher-Handwercks, mich heute ihnen dar, um sowol meine ehrerbiethige als aufrichtige Freude an den Tag zu legen, welche ich empfunden, da man einen so verdienten und hocherleuchteten Mann zu einer so hohen Würde erhoben hat: als auch ihnen einen der gefährlichsten, grösten und abscheulichsten Misbräuche vorzustellen, den die bösen Zeiten, und die noch ärgern Menschen in dieser Stadt eingeführt haben: in der gewissen Hoffnung, E. gestr Herrlichkeit werden diesem Uebel zu steuren wissen. Die Sache besteht darin: Die Kaufleute hier in der Stadt schämen sich nicht, ohne Scheu und öffentlich, allerhand Arten von Kleidungsstücken feil zu haben, und zu verkaufen, die von Castor gewebt sind; ja sie haben sich gar unterstanden, welches gantz unerhört ist, Strümpfe davon weben zu lassen: da es doch eine ausgemachte Sache ist, daß die Biberhaare uns allein zugehören. Hiedurch aber entsteht dieses Unheil, daß wir armen Hutmacher die zur Fortsetzung unsers Handwercks unumgänglich nöthigen Haare nicht mehr mit Gelde aufwiegen können; und daß die Leute hinfüro durchaus nicht mehr 10. oder 20 Gulden für einen Huth geben wollen, woraus unsere Zunft ein unersetzlicher Schade, sowohl was die Ehre, als die Einkünffte betrifft, entsteht und zuwächst. Eure Herrlichkeit aber seyn nur so gütig, und überlegen folgende 24. wichtige Ursachen von Raisons, wodurch wir berechtiget zu seyn vermeynen, die Arbeit von Castor allein zu verfertigen: Nemlich 1. ist es von alter Zeiten her

her eine allgemeine Gewohnheit und ein Landes-übliche Gebrauch, nicht nur hier, sondern auch in der gantzen Welt gewesen, Castorhüte zu tragen, welches sowol durch vielfältige Citationen aus den Geschichten, als auch durch rechtmässige desfalls abgehörte Zeugen kan bestätiget werden. 1. Aus der Historie = = =

Bremenfeld. Laß die Historie weg!

Heinr. 2. Durch Zeugen, da sich Adrian Nüler 79. Jahr alt, gantz wohl erinnern kan, daß sein Uraltervater gesagt hat = = =

Bremenfeld. Laß das auch weg, was er gesagt hat.

Heinr. 3. Es zeigt eine unmäßige Verschwendung an, so kostbare Haare zu Kleidern und Strümpfen zu gebrauchen, und streitet wider alle gute Ordnung und Sitten; insbesondere da man anjetzo aus Engelland, Franckreich und Holland so viele kostbare und feine Kleider zu uns bringt, daß man sich daran begnügen lassen könte, und nicht nöthig hätte, einem ehrlichen Manne die Nahrung zu verderben.

Bremenfeld. Genug, genug Heinrich! Ich mercke schon, dieser Mann hat recht.

Heinr. Ich habe aber gehört, daß eine Obrigkeit auch die andere Parthey hören müsse, ehe sie ein Urtheil fällen kan. Soll ich deswegen auch nicht die Antwort der Gegenparthey herlesen?

Bremenfeld. Ja freylich wol. Er giebt ihm das Papier, worauf die Gegen-Parthey steht.

Hochgebohrne Excellenz, hocherleuchteter und höchst-politischer Herr Bürgermeister. So hoch als dero Verstand über andere hervor,

raget, so sehr überwiegt meine Freude das Vergnügen anderer Bürger, da ich gehört habe, daß sie zum Bürgermeisteramte erkohren worden. Daß ich aber anjetzo vor ihnen zu erscheinen die Ehre habe, geschieht der Hutmacher wegen, als welche mir allen Verdruß anthun, und nicht zugeben wollen, daß ich Tücher- und Strümpfe von Castor verkaufen soll. Ich sehe die Meynung dieser Leute gantz wohl ein; sie wollen den Handel mit dem Castor gantz allein haben, und verlangen, daß der Castor blos zu Hüten soll verbraucht werden. Aber sie verstehen das Ding nicht. Es ist ja thöricht, einen Castorhut zu tragen: man nimmt ihn unter den Arm, wo er weder wärmt noch sonst etwas nützet: und ein Strohhut könte eben die Dienste leisten. Die Kleider aber und Strümpfe von Castor, sind warm und weich; und wenn der Herr Bürgermeister es nur einmal versucht hätten (welches mit der Zeit noch wohl geschehen kan) so würden sie es selbst erkennen müssen.

Bremenfeld. Halt! es ist genug! dieser Mann hat auch recht.

Heinr. Sie können aber unmöglich beyde recht haben?

Bremenfeld. Wer hat denn recht von ihnen.

Heinr. Das weiß der Himmel und der Herr Bürgermeister!

Bremenfeld steht auf, und geht hin und her. Das ist verwirrt Zeug! Heinrich, kanst du mir nicht sagen, wer recht hat? warum gebe ich dir dummen Kerle Kost und Lohn? Es ist ein Lermen draussen. Er fragt: Was ist das für ein Lermen draussen?

Heinr.

Heinr. Die beyden Bürger schlagen sich.

Bremenfeld. Gehe hinaus, und sage ihnen, sie sollen mehr Respect gegen des Bürgermeisters Haus haben.

Heinr. Es wird am besten seyn, daß wir ihnen ihren Willen lassen, sie werden vielleicht desto eher wieder Freunde. Ich glaube gewiß, sie wollen die Thüre aufbrechen. Hören sie, wie sie an die Thüre schlagen! Bremenfeld rückt hinter den Tisch, und verbirgt sich.

Heinr. Wer klopft da?

Ein Laquay. Ich bin bey einem fremden Residenten. Mein Herr hat mit dem Herrn Bürgermeister etwas wichtiges zu reden.

Heinr. Zum Hencker, wo ist der Bürgermeister geblieben? Herr Bürgermeister?

Bremenf. guckt über dem Tisch heraus, und fragt gantz leise: Wer war da?

Heinr. Ein fremder Resident will mit dem Herrn Bürgermeister reden.

Bremenfeld. Bitte ihn, daß er um eine halbe Stunde wieder kommen möge, und sage, daß ich eben zweene Hutmacher bey mir hätte, die ich erstlich abfertigen müste. Heinrich, sage den Bürgern, daß sie morgen wiederkommen möchten. Ach ich unglückseliger Mañ! ich bin so verwirrt im Kopfe, daß ich selbst nicht weiß, was ich sage oder thue! Kanst du mir nicht helfen, Heinrich?

Heinr. Ich weiß ihnen keinen bessern Rath zu geben, gestrenger Herr, als daß sie sich selbst aufhencken.

Bremenf. Gehe hin, und hole mir den poli-

tischen Stockfisch, der in einer Wohnstube auf dem Tische liegt. Vielleicht kan ich daraus sehen, wie man fremde Residenten empfangen soll.

Heinr. Wollen sie auch Senf und Butter dazu haben?

Bremenfeld. Nein, du Narr! es ist ein Buch in einem weisen Bande.

Inzwischen daß Heinrich draussen ist, geht er in Gedancken, und reißt die Klage des Hutmachers in Stücken.

Heinr. Hier ist das Buch, aber was reissen sie da in Stücken? das ist gewiß die Klage des Altermanns der Hutmacher.

Bremenfeld. Ach! ich habe es in Gedancken gethan! Er schmeißt das Buch an die Erde, Ich glaube Heinrich, es wird am besten seyn, daß ich deinem Rathe folge.

Heinr. Da klopft schon wieder jemand. Er geht hinaus, und kommt hinein, und schreyet: Ach Herr Bürgermeister! helffen sie mir doch Herr Bürgermeister!

Bremenfeld. Was ist da zu thun?

Heinr. Es ist ein gantz Regiment Matrosen draussen vor der Thür: sie schreyen, wo uns der Bürgermeister nicht Recht schafft, so wollen wir ihm alle Fenster einwerffen. Einer schlug mich mit einem Stein in den Rücken, au! au! au!

Bremenf. kriegt wieder unter den Tisch, und sagt: Heinrich, bitte die Frau Bürgermeisterin, daß sie hinausgehe, und sie wieder besänftige, vielleicht haben sie Respect gegen ein Frauenzimmer.

Heinr. Ja, ja! glauben sie dann, daß solche

wilde Bootsleute gegen ein Frauenzimmer Respect haben werden. Geht sie hinaus, so könten sie die Bürgermeisterin mit Gewalt zu sich reissen, und so wäre das letzte ärger als das erste.

Bremenfeld. Ey, es ist ja eine alte Frau!

Heinr. Die Matrosen sind nicht so lecker. Ich möchte meine Frau nicht in eine so grosse Gefahr setzen. Da klopft jemand, soll ich aufmachen?

Bremenfeld. Nein, ich befürchte, daß es die Matrosen seyn möchten. Ach, daß ich im Grabe wäre! Heinrich, geh hin und sieh zu, wer da ist.

Heinr. Sie gehen gleich herein, es sind zweene Rathsherren.

Der sechste Auftritt.

Sand. D. Rehfuß. Breme. Heinrich.

D. Rehfus. Ist der Herr Bürgermeister nicht zu Hause?

Heinr. Ja, er sitzt unter dem Tische.

Sand. Warum sitzen sie unter dem Tische, Herr Bürgermeister?

Herm. Breme. Ach meine wertheste Herren, ich habe ja niemals gesucht, Bürgermeister zu werden. Warum haben sie mich in dieses Unglück gebracht?

D Rehfuß. Sie haben es ja einmal angenommen. Komen sie nur hervor. Hr. Bürgermeister. Wir sind hergekommen, ihnen den grossen Fehler vorzustellen, den sie gegen den fremden Minister begangen haben, den sie so schimflich abwei-

sen lassen. Die Stadt kan davon viel Verdruß haben. Wir haben gedacht, der Herr Bürgermeister würde das Jus publicum und die Ceremonien besser verstehen.

Breme. Liebste Herren, entsetzen sie mich meiner Würde, so werde ich dieser Last los, die ich nicht tragen kan: und so erhält der fremde Minister auch zugleich Satisfaction.

Sand. Ey was? Herr Bürgermeister, wie können wir sie absetzen? Kommen sie gleich mit uns nach dem Rathhause, wir wollen es mit dem gantzen Rathe überlegen, wie dieses Versehen wieder gut zu machen sey.

Breme. Ich gehe nicht nach dem Rathhause, wenn man mich auch bey den Haaren dahin ziehen wollte. Ich mag nicht Bürgermeister seyn; ich habe auch nicht gesucht, dieses Amt zu erlangen. Lieber mag man mir das Leben nehmen? Ich bin ein Kanngieser mit GOtt und mit Ehren, und will auch als ein Kanngieser sterben.

Sand. Was? wollen sie den gantzen Rath vexiren? Hat er nicht die Bürgermeisterstelle angenommen, Herr Schwager?

D. Rehfuß. Freylich, wir haben ja hievon schon Bericht abgestattet.

Sand. Wir wollen dem Dinge schon Rath schaffen! der gantze Rath läst sich nicht so beschimpfen.

Sie gehen ab:

Der

Der siebende Auftritt.

Breme. Heinrich.

Herm. Breme. Heinrich!

Heinr. Herr Bürgermeister.

Herm. Breme. Was meynest du, was diese Rathsherren über mich beschliessen werden?

Heinr. Ich weiß es nicht. Ich sah wohl, daß sie sehr erzürnt waren, und wunderte mich, daß sie so frey in des Herrn Bürgermeisters Stube reden durften. Wäre ich an ihrer Stelle gewesen: ich hätte auf eine gute Art zu ihnen gesagt: Ihr gottlosen Leute, wißt ihr auch, an welchem Orte ihr seyd?

Herm. Breme. Ach daß du Bürgermeister wärest! Heinrich, ach daß du Bürgermeister wärest! Ach! Ach!

Heinr. Wenn es mir erlaubt wäre, ihre Verrichtungen zu stören, so wollte ich mir wohl ein Ding ausgebeten haben, nemlich: daß ich mich hinführo, Herr von Heinrich, nennen dürfte.

Herm. Breme. Ey schweige mit dergleichen Possen! Ist es nun Zeit mit solchem ungereimten Zeug aufgezogen zu kommen, da ich mit lauter Unglück und verdrießlichen Dingen umgeben bin?

Heinr. Ich thue es wahrhafftig nicht aus Hochmuth, oder Ehrbegierde; sondern damit ich bey den andern Bedienten hier im Hause, insbesondere bey der Anne ein wenig mehr Ansehen erhalten möge, als nemlich...

Herm. Breme. Wo du nicht still schweigst, so will ich dir den Hals umdrehen! Heinrich!

Heinr. Herr Bürgermeister!

Heinr. Breme. Kanst du mir nicht helfen, du einfältiger Mensch? Siehe da, mache die Sachen an meiner Stadt fertig, oder du sollst unglücklich werden.

Heinr. Ich kan mich nicht genug verwundern, daß sie dieses von mir begehren: da sie ein so weiser Mann sind, und allein ihrer Klugheit halber zu dieser Würde erhoben worden.

Herm. Breme. Willst du dich noch über mich aufhalten? Er nimmt einen Stuhl, und will ihn schlagen. Heinrich läuft weg.

Der achte Auftritt.

Herman von Bremenfeld. (allein.)

Er läßt sich nieder, und setzt die Hand an den Kopf, und grübelt eine Zeitlang. Er springt vor Verdruß auf, und fragt: Klopft da nicht jemand? Er schleicht leise hin zur Thüre, aber er findet niemand. Er setzt sich wieder hin, und grübelt, fängt an zu weinen, uud trocknet sich die Augen ab. Endlich springt er halb rasend auf, und schreyet.

Was fange ich an? Was mache ich doch? Eine grosse Menge Acten von dem armen Sünder! Der Aeltermann der Hutmacher! Des Aeltermannes Contrapart! Eine Klage von 20. Puncten! Aufstand der Matrosen! Fremder Resident! Verweiß vom Rathe! Drohungen! Ist denn hier kein Strick? Ja ich glaube, dort werde ich einen finden. Er macht ihn zurecht. Es ist mir prophezeihet worden, daß ich durch meine politischen Studia sollte erhö-

het werden. Nun wird diese Weissagung erfüllt, wo anders der Strick nur halten will. Man lasse den Rath nur kommen, mit seinen Drohungen! Ich lache darüber, wann ich todt bin! Ein Ding wollte ich noch wünschen, daß ich sehen möchte, daß der Autor des politischen Stockfisches mit seinem Buche und 16. Staatscabinetten um den Hals, bey mir hinge. Er nimmt das Buch von dem Tische und reißt es in Stücken. Du verfluchtes Buch, sollst hinfüro keinen ehrlichen Kanngieser mehr verführen! So! das ist doch noch ein kleiner Trost, ehe ich sterbe! Nun muß ich mich nach einem Winckel umsehen, mein Vorhaben auszuführen. Gewiß es wird besonders merckwürdig seyn, wenn man nach meinem Tode wird sagen können: Was für ein Bürgermeister in Danzig ist wachsamer gewesen, als Herman von Bremenfeld? der Zeit seines Amts nicht einen Augenblick geschlafen hat.

Der neunte Auftritt.

Ehrlich. Hermann von Bremenfeld.

Ehrlich. Ey, ey! was zum Hencker machet er da?

Herm Breme. Ich bin nicht Willens etwas auszurichten, sondern ich will mich hencken, um mich von meiner Bedienung zu befreyen. Will er mir Gesellschaft leisten, so soll es mir ein Vergnügen seyn.

Ehrlich. Nein, ich bedancke mich. Aber was bringt ihn zu so einem verzweiffelten Entschlusse?

Herm. Breme. Was hilft es, daß wir weitläuftig

läuftig davon reden? Ich soll einmal aufgehangen werden. Geschieht es heute nicht, so geschieht es doch morgen. Ich bitte ihn nur noch um dieses eintzige, ehe ich sterbe, daß er der Frau Bürgermeisterin und der Fräulein meinen Respect vermelde, und sie ersuche mir folgende Grabschrift zu setzen:

Stehe stille Wandersmann,
Hier hängt der Bürgermeister von Bremenfeld,
der in der gantzen Zeit seiner Bürgemeisterschafft, nicht
eine eintzige Minute Ruhe gehabt hat.
Gehe hin und thue desgleichen!

Vielleicht wissen sie nicht, Herr Ehrlich, daß ich Bürgermeister geworden bin, und daß ich ein Amt erhalten habe, worin ich nichts unterscheiden kan, was weis oder schwartz ist, und wozu ich mich gantz untüchtig befinde. Ich habe aus verschiedenen Verdrießlichkeiten, die mir bereits zugestossen sind, genugsam abgenommen: daß ein sehr grosser Unterscheid sey, selbst ein obrigkeitliches Amt zu führen, und über die Anstalten der Obrigkeit zu urtheilen.

Ehrlich. Ha! ha! ha! ha!

Herm. Breme. Spotte er meiner nicht. Er thut gewiß Sünde daran.

Ehrlich. Ha! ha! ha! Nun mercke ich, wie das Ding zusammen hängt. Ich war neulich in einem Gasthofe, da wollten sich die Leute vor Lachen ausschütten; über einen Streich, den man Meister Herman Bremen gespielt hätte: denn einige junge Leute hätten ihm eingebildet, daß er Bürgermeister geworden wäre, um zu sehen, wie er sich dabey aufführen würde.

würde. Ich ward recht betrübt, da ich dieses hörete, und bin also gleich hergegangen, um ihnen davon Nachricht zu geben.

Herm. Breme. Ach! was sagt er mir? so bin ich denn nicht Bürgermeister geworden?

Ehrlich. Nein, es ist lauter erdichtetes Zeug, und man will ihn zur Erkäntniß seiner Thorheit bringen, da er von Dingen urtheilet, die ihm zu hoch sind.

Herm. Breme. Ach! so ist auch die Sache von dem Residenten nicht wahr?

Ehrlich. Ach nein!

Herm. Breme. Auch nicht von dem Aeltermanne, der Hutmacher?

Ehrlich. Eben so wenig!

Herm. Breme. Auch nicht von dem Matrosen?

Ehrlich. Nein, nein!

Herm. Breme. So erhencke ich mich auch gewiß nicht. Frau! Luise! Heinrich! kommt alle her.

Der zehnte Auftritt.

Hermann Breme. Ehrlich. Frau Bremin. Jungfer Luise. Heinrich.

Herm. Breme. Meine liebe Frau, geh wieder an deine Arbeit, unsere Bürgermeisterschaft hat ein Ende.

Fr. Bremin. Was? ein Ende?

Herm. Breme. Ja, ja, ein Ende! Einige lose Gäste haben sich vereiniget, uns einen Possen zu spielen.

Fr. Bremin. Uns einen Possen zu spielen? Es soll ihnen gewiß leid werden, und dir auch! Sie will ihm Maulschellen geben. Er aber schlägt sie wieder.

Fr. Bremin. Ach, mein Hertzensmann! schlage mich nicht mehr! ach, mein Hertzensmann, halt!

Herm. Breme. Du must wissen, daß ich hinführo kein Politicus mehr bin, und deswegen zähle ich nicht ferner bis zwantzig, wenn ich Mauschellen kriege. Ich will eine andere Lebensart anfangen. Ich will meine Bücher ins Feuer werfen, und auf mein Handwerck Achtung geben. Ich warne einen jeden hier im Hause, und zwar einmal für allemal; wo ich einen finde, der in einem politischen Buche ließt, oder ein solches Buch in mein Hauß bringt, den werde ich derb züchtigen.

Heinr. Mit mir hat es nichts zu sagen, Herr Bürgermeister.

Herm. Breme. Laß die erste Thorheit nun zum Ende seyn, und nenne mich wie vorher, Meister. Ich bin ein Kanngieser, und will auch ein Kanngieser sterben. Höre er, Meister Ehrlich: Ich weiß, daß er einige Liebe gegen meine Tochter heget. Mein vormaliger Eigensinn hat zwar ihre Liebe gehindert. Nun aber hat er unser beyder Eltern Einwilligung, und wo er noch also gesinnet ist, so ist alles richtig.

Ehr.

Ehrlich. Ich bleibe bey meinem Vorsatze, und wünsche, daß unsere Heyrath möge vollzogen werden.

Herm. Breme. Ist es nicht auch dein Wille, Frau?

Heinr. Ach, was fragen sie doch viel darnach? Die Frau Bürgermeisterin hat diese Parthey allemal gern gesehen.

Fr. Bremin. Schweig stille, ich kan selbst antworten. Ich habe meine Einwilligung bereits vor drey Jahren gegeben.

Herm. Breme. Dich will ich nicht einmal fragen, Luise. Ich weis, du bist so verliebt in ihn, wie die Maus in den Käse. Ists nicht wahr?

Heinr. Antworten sie doch, gnädiges Fräulein?

Herm. Breme. Wüste ich gewiß, daß du uns diese Titel aus Bosheit beylegtest, so sollte es dich bald gereuen!

Heinr. Nein, gewiß nicht, Meister: man kan eine Gewohnheit nicht sogleich wieder ablegen.

Herm. Berme. Gebt euch einander die Hände. So! nun ist es gut! Morgen soll die Hochzeit vollzogen werden. Heinrich!

Heinr. Herr Bürgerm = = um Vergebung. ja! Meister!

Herm. Breme. Du sollst alle meine politische Bücher verbrennen, denn ich will sie nicht mehr sehen, da sie mich zu solchen Thorheiten verleitet haben. Gewis, es ist wahr: wir richten die Obrigkeit mit dem Munde, und verstehen

selbst

selbst nichts. Es ist eine gantz andere Sache, eine Seekarte zu verstehen, und ein Schiff zu regieren. Man kan aus den politischen Büchern zwar lernen geschickt von verschiedenen Dingen zu reden: aber es gehört weit mehr dazu, einer Stadt wohl vorzustehen. Ein jeder, der mir am Stande gleich ist, kan von dem, was mir heut begegnet ist, ein Beyspiel nehmen: daß der nicht allemal geschickt sey, ein obrigkeitliches Amt zu verwalten, der seine Obern und vorgesetzten in ihren Handlungen beurtheilet. Denn wenn ein Kannaieser schleunig das Bürgermeister-Amt zu erhalten trachtet, so ist es eben so viel, als wenn ein grosser Staatsmann in der Geschwindigkeit ein Kanngieser werden wollte.

Ende dieses Lustspiels.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Holberg, Ludvig,

Der Politische Kanngieser Ein Lust-Spiel, In fünf Aufzügen

Franckfurt [u.a.] 1754

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.180(27
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090388-7
VD18 12539872-ddd